

Die geschiedene Frau

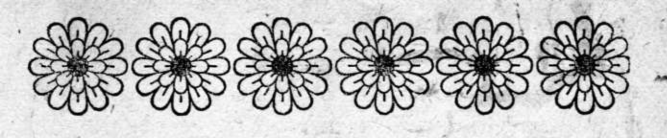
Kriminalroman

von

Hermann Ruf.



Druck und Verlag:
Mitteldeutsche Verlagsanstalt G. m. b. H.
Heidenau-Nord.



I.

In einem Gerichtssaal der Stadt Brandenburg standen vor dem Richter zwei Personen mit ihren Anwälten.

Der Richter hatte soeben dem Diener den strengen Befehl gegeben, das Publikum nicht einzulassen. Nur den Berichterstattern zweier Zeitungen war es gestattet worden, an einem kleinen Tischchen Platz zu nehmen, um der Verhandlung zu folgen.

„Baron Botho von Tresko," rief der Richter. „Das sind Sie, mein Herr, nicht wahr?"

Ein hochgewachsener, blondbärtiger Mann, etwa in der Mitte der Dreißiger, der einen eleganten schwarzen Anzug trug und in seinem ganzen Äußeren sofort den Eindruck eines märkischen Edelmannes machte, antwortete zustimmend.

„Frau Baronin Erna von Tresko geborene Schulz!"

„Hier!" rief eine wunderschöne junge Frau von etwa dreiundzwanzig Jahren, die ein einfaches, geschmackvolles, dunkles Kostüm trug.

Ihr Haupt vermochte die Last der goldblonden Haare kaum zu tragen. Es neigte sich auf die Brust des jungen Weibes nieder.

Oder waren es Schmerz und Kummer, die es so tief beugten?

Der Richter fuhr geschäftsmäßig fort:

„Für den Kläger, Baron Botho von Tresko, ist Justizrat Rank erschienen, für die Beklagte Doktor Sänger.

Die beiden Advokaten verbeugten sich.

„Der Tatbestand ist uns allen bekannt," fuhr der Richter fort, in einem Aktenstück blätternd, das vor ihm auf dem Gerichtstisch lag.

„Herr Baron Tresko, ich frage Sie, ob Sie auf der Scheidung von Ihrer Ehegattin bestehen?"

„Ich bestehe darauf," gab der blondbärtige Mann zur Antwort.

„Und wie verhalten Sie sich, gnädige Frau, zur Klage Ihres Gatten, der von Ihnen die absolute Scheidung fordert und Sie beschuldigt, ihn in diese Notwendigkeit versetzt zu haben?"

„Ich habe darauf zu erwidern," versetzte Erna, „daß ich, wenn auch mit schwerem Herzen, in die Scheidung willige, doch nur unter der Bedingung, daß mein Kind, mein Sohn, mir verbleibt."

„Dagegen protestiere ich aufs Entschiedenste!" rief der Baron dazwischen. „Diese Frau kann

niemals die Erzieherin meines Kindes sein, sie ist nicht imstande, die Erziehung zu leiten. Ihr Leichtsinn, ihr —"

„Haben Sie die Güte, Herr Baron," unterbrach der graubärtige Richter, „jede Beleidigung zu vermeiden. Ihr Recht soll Ihnen werden, aber es wird sich empfehlen, wenn diese so überaus peinliche Angelegenheit mit möglichster Schonung beider Teile erledigt wird."

„In unserer Anklageschrift," ließ sich Justizrat Rank vernehmen, „wird ja eingehend ausgeführt, aus welchen Gründen wir darauf bestehen müssen, daß das Kind beim Vater bleibt."

„Kennen Sie denn den Inhalt der Klage nicht?" wandte sich der Richter an die Baronin.

„Wir kennen ihn," erwiderte Doktor Sänger, „aber wir bestreiten das Tatsächliche und fordern die Beweisführung."

„Nun, ich werde jedenfalls die Anklageschrift noch einmal verlesen," sagte der Richter, „dann auf die einzelnen Punkte eingehen und die geladenen Zeugen vernehmen. — Herr Referendar, haben Sie die Güte, die Verlesung der Anklageschrift vorzunehmen."

Der Referendar drückte den Zwicker fester auf die Nase und begann dann zu lesen:

„Ich vermählte mich vor etwa vier Jahren mit der Beklagten. Erna Schulz war die Tochter

eines Handwerkers, der seine ziemlich große Familie notdürftig ernährte, und seine neunzehnjährige Tochter war daher gezwungen, selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen. Sie ging nach Berlin und nahm bei meiner Schwester die Stelle einer Bonne an.

Hier lernte ich die Beklagte kennen. Ich liebte sie und trotz aller Vorurteile, die durch den Standesunterschied hervorgerufen wurden, und trotz der Proteste meiner ganzen Familie heiratete ich sie. Denn ich war überzeugt, daß ihr unantastbarer Charakter sich auch in meiner Ehe bewahren würde und daß sie mir eine gute und treue Frau werden würde.

Ich sollte mich in dieser Annahme bitter getäuscht haben.

Zwar, während der ersten drei Jahre meiner Ehe hatte ich mich nicht zu beklagen. Ich muß gestehen, daß diese Jahre von Glück für mich erfüllt waren. Und dieses Glück erreichte seinen Höhepunkt an dem Tage, da meine Frau mir einen Sohn und Erben schenkte, dem wir den Namen Kuno gaben. Dieser Knabe ist nunmehr drei Jahre alt.

Ich lebte mit meiner Familie auf meinem Gute, das etwa zwei Stunden von Brandenburg entfernt liegt und ein sehr schönes Schloß besitzt. Ich habe überhaupt meiner Frau alles geboten, was ein liebender Mann einer Frau nur bieten

kann, habe sie mit Glanz und Reichtum umgeben, und ich glaube nicht, daß die Beklagte in dieser Hinsicht auch nur den leisesten Tadel gegen mich erheben kann.

Am siebzehnten Mai dieses Jahres mußte ich eine Reise nach Berlin antreten, da ich dort wichtige Geschäfte zu erledigen hatte.

Ich wollte meine Frau mitnehmen, aber seltsamerweise bat sie mich, diesmal zuhause bleiben zu dürfen.

Sie fühle sich nicht recht wohl, auch wolle sie sich nicht gern von dem Kinde entfernen.

Ich wandte ein, daß ihr leichtes Unwohlsein sich vielleicht unterwegs bessern werde und daß für das Kind ja durch Fräulein Russo, eine Dame, die ich teils als Gesellschafterin meiner Frau, teils als Pflegerin des Kindes engagierte, aufs Beste gesorgt sei.

Aber die Beklagte bestand auf ihrem Wunsche, und so reiste ich allein ab.

Am einundzwanzigsten Mai kehrte ich wieder aus Berlin zurück.

Mein Wagen erwartete mich in Brandenburg, aber unterwegs erlitten wir einen Radbruch und mußten in einem Dorfe liegen bleiben bis der Schmied den Schaden repariert hatte, und so traf ich erst in dunkler Nacht vor meinem Schlosse ein.

Ich nahte mich dem Schlosse von der Gartenseite, denn ich besaß einen kleinen Schlüssel zu

einer Nebentür, die vom Garten aus ins Schloß führte. Als ich ungefähr zwanzig Schritte vom Haus entfernt war, gewahrte ich, wie oben ein Fenster geöffnet wurde.

Instinktiv verbarg ich mich hinter einem Baume, und kaum hatte ich dort Aufstellung genommen, als ich die Stimme meiner Frau vernahm, die, am Fenster stehend, ins Zimmer hineinrief:

„Die Luft ist rein, schnell entferne Dich!"

Im nächsten Augenblick sprang ein Mann vom Fenster in den Garten hinab.

Er hatte keinen gefährlichen Sprung zu wagen, denn das Fenster lag im Hochparterre.

Trotzdem fiel der Mann im Garten nieder, richtete sich aber schnell wieder auf und wollte rasch an mir vorbei.

Da warf ich mich ihm entgegen, packte ihn an der Brust und, von wahnsinniger Eifersucht erfaßt, rief ich ihm zu:

„Schurke, was hast Du in meinem Hause getan, was hast Du mit meiner Frau?"

Ich sah sein Gesicht nur einen Moment vom Mondlicht beleuchtet, es war das eines jungen und, wie ich gestehen muß, hübschen Mannes.

Mit großer Kraftanstrengung befreite er sich aus meinen Händen, versetzte mir einen Stoß vor die Brust und sprang dann mit einer Schnelligkeit,

die mir eine Verfolgung unmöglich machte, über die breite Hecke des Gartens, kletterte geschickt an der hohen Mauer empor und — verschwand.

Ich begab mich nun zu meiner Frau und stellte sie zur Rede.

Sie gestand mir sofort zu, daß der Mann bei ihr gewesen sei, versicherte mir aber unter Tränen, daß nichts Böses vorgefallen sei und daß es sich nicht um einen Liebhaber gehandelt habe.

Ich glaubte ihr das nicht und glaube es auch heute noch nicht.

Ihre Tränen sind geheuchelt, ihre Schwüre erlogen.

Als ich auf der Stelle Nachforschungen anstellte, ergab sich, daß dieser Mann keineswegs zum erstenmal bei meiner Frau gewesen sei, sondern ihr bereits in den vorhergehenden Nächten längere Besuche abgestattet habe.

Zeugen: Fräulein Maria Russo, Gesellschafterin — Emilie Fink, Zofe — Christian Haeseler, Gärtner.

Ich gewann also immer mehr die Überzeugung, daß ich schändlich hintergangen worden sei und wies meine Frau am nächsten Tage aus dem Hause.

Sie begab sich nach Berlin, angeblich zu ihrer Tante. Im übrigen ist es mir gleichgültig, wo sie während der letzten Tage geweilt hat, denn

ich bin fest entschlossen, ihr niemals wieder zu gestatten, die Schwelle meines Hauses zu überschreiten.

Dagegen gestattete ich ihr, alle Geschenke, die ich ihr gemacht habe, besonders Juwelen, mitzunehmen und sorgte auch dafür, daß sie bis heute standesgemäß leben konnte.

Ich beantrage daher: Das hohe Gericht möge die Scheidung aus dem alleinigen Verschulden meiner Frau aussprechen.

Ich bin übrigens bereit, ihr eine Summe auszuzahlen, von deren Zinsen sie bis an ihr Lebensende anständig leben kann, aber unter keiner Bedingung würde ich darein willigen, daß ihr etwa unser Sohn zugesprochen werde.

Sie ist nach dem Vorgefallenen nicht würdig und nicht fähig, die Erziehung eines Kindes zu leiten, und da mein Sohn mein Erbe ist und das Majorat derer von Tresko einst auf ihn fallen wird, so muß ich unbedingt Wert darauf legen, daß er in den alten Traditionen unserer Familie und in ehrenhafter Gesinnung erzogen wird."

„Soweit also die Anklageschrift," sagte der Richter, als der Referendar schwieg. „Frau Baronin von Tresko, was haben Sie dagegen vorzubringen? Bestreiten Sie die Wahrheit dieser Angaben, insbesondere aber die Geschehnisse, die hier soeben zur Vorlesung gekommen sind?"

„Ich bestreite keineswegs," antwortete Erna, „daß in jener Nacht, als mein Gatte aus Berlin zurückkehrte, ein Mann aus meinem Fenster in den Garten hinabgesprungen ist. Ich bestreite auch nicht, daß dieser Mann in den zwei vorhergehenden Nächten bei mir war, das heißt, sich in meinem Zimmer aufgehalten hat. Aber ich bestreite ganz energisch, daß zwischen mir und diesem Fremden irgend etwas vorgefallen ist, dessen ich mich als Frau zu schämen hätte und wodurch die Ehre meines Gatten verletzt worden wäre. Ich schwöre bei Gott dem Allmächtigen, der mir in dieser Stunde beistehen möge, daß ich meinem Gatten die eheliche Treue nicht gebrochen habe."

„Na also, gut," sagte der Richter, „wenn dieser Fremde nicht Ihr Liebhaber gewesen ist, dann werden Sie uns gewiß sagen, weshalb Sie ihn zu nächtlicher Stunde in Ihrem Schlafzimmer empfangen haben. Sie werden vor allen Dingen nicht zögern, uns den Namen dieses Mannes anzugeben. Ihr Gatte hat ein Recht, ihn zu erfahren, und es wäre von besonderer Wichtigkeit, wenn wir diesen Mann vor Gericht laden und hören könnten."

Minutenlang herrschte tiefes Schweigen, dann richtete sich Erna empor und antwortete:

„Herr Richter, ich werde Ihnen den Namen dieses Mannes nicht nennen."

„Aber verehrte gnädige Frau," stieß der junge Advokat hervor, „geben Sie doch endlich Ihr beharrliches Schweigen in diesem Punkte auf. Hier handelt es sich doch darum, alles zu beseitigen, was zu einem Mißverständnis führen könnte und den häßlichen Verdacht, der auf Ihnen lastet, zu verscheuchen. Verbannen Sie jedes Geheimnis, nennen Sie uns den Namen des Mannes, den Sie doch wahrhaftig nicht zu schonen brauchen."

„Nein — ich kann es nicht."

In herbem Trotz kamen diese Worte von den Lippen des jungen Weibes, und der Richter schüttelte fast traurig das Haupt.

Baron Tresko fuhr auf:

„Sie sehen also, Herr Richter, wie recht ich habe, wenn ich behaupte, daß die Tränen dieses Weibes Komödie sind. Sie kann den Namen dieses Elenden nicht nennen, weil sie sich mit ihm vergangen hat, weil sie mit ihm meinen Namen geschändet hat. Sie fürchtet den Beweis und geht ihm aus dem Wege."

„Ich muß Ihnen allerdings sagen, gnädige Frau," nahm der Richter das Wort, „daß unter solchen Umständen Ihre Sache sehr schlimm steht. Sie sollten doch dem Drängen Ihres eigenen Anwalts nachgeben, Frau Baronin. Mein Gott, wir müßten ja nicht Menschen sein, wenn wir in Ihrem beharrlichen Schweigen nicht schon einen Beweis Ihrer Schuld erblicken sollten."

„Nun denn, so halten Sie mich für schuldig," stieß die Baronin hervor, „aber ich bleibe bei meinem Entschluß."

„Gnädige Frau, Sie ahnen nicht, wie leid es mir tut, Ihnen als Gegner gegenüberstehen zu müssen," nahm nun Justizrat Rank das Wort. „Ich bin ein alter Freund Ihres Hauses, ich habe Sie immer sehr geschätzt, mehr als das, ich habe Sie gewissermaßen geliebt wie meine Tochter. Und nicht wahr, Sie wissen, wie sehr Sie Botho geliebt hat. Niemals hätte ich es für möglich gehalten, daß es zwischen Ihnen und ihm je zu einer solchen Aussprache kommen könnte. Wollen Sie nun für immer den Platz an der Seite Ihres Mannes und bei Ihrem geliebten Kinde aufgeben?"

„Nein, das will ich nicht," schluchzte die Unglückliche auf. „Ich liebe ja mein Kind. Nur um des Kindes willen bin ich hierher gekommen, nur um den Besitz des Kindes will ich kämpfen. Ah, Herr Richter, reißen Sie mir nicht das Herz aus dem Leibe, geben Sie mir mein Kind. Lassen Sie mich weiterhin seine Mutter sein."

„Das sollen Sie auch," rief der Richter aus, „nur müssen Sie uns die Wahrheit sagen. Also: wer war jener Mann?"

„Ich weiß es nicht."

„Das heißt, Sie wollen es nicht wissen. Und was hatten Sie mit ihm zu tun?"

„Ich weiß es nicht — ich weiß gar nichts — ah, ich bin zum Schweigen verurteilt."

„Ist das Ihr letztes Wort?"

„Es muß mein letztes Wort sein."

„Nun denn, so wollen wir die Zeugen hören. Meine Herren, Sie haben gesehen, daß ich mich bemühte, der gnädigen Frau eine Brücke zu bauen, aber es hat nichts genützt, weil die Frau Baronin diese Brücke nicht betreten will." Und sich an den Gerichtsdiener wendend, befahl der Richter: „Zeugin Maria Russo soll eintreten!"

Der Gerichtsdiener ließ eine schlanke junge Dame eintreten. Sie war eine faszinierende Erscheinung. Nicht daß ihre Schönheit sich mit der Ernas hätte vergleichen können. Ihre Züge waren dazu zu unregelmäßig, ihr Mund vielleicht ein wenig zu groß, die schwarzen Brauen über den grauen Augen ein wenig zu stark, aber dieses Gesicht besaß ohne Zweifel eine große Anziehungskraft, und ihre Gestalt jene Biegsamkeit, die doch der Formenschönheit nicht entbehrt, welche die Männer unserer Zeit so lieben.

Sie war ziemlich einfach, aber nicht ohne Geschmack gekleidet.

Langsam trat sie vor den Richter hin. Der Richter nahm ihr die Nationale ab.

„Sie heißen Maria Russo, sind in Bukarest gebürtig, vierundzwanzig Jahre alt, katholisch. Sie waren im Hause des Barons Tresko bedienstet?"

„Ich war Gesellschafterin der Baronin," antwortete Maria Russo beinahe abweisend, da ihr das Wort „bedienstet" nicht zu passen schien.

„Sie kennen die traurige Angelegenheit, in welcher Sie heute Zeugenschaft ablegen sollen?"

„Ich kenne sie."

„Sie haben also gesehen, daß sich in der fraglichen Nacht ein fremder Mann im Schlafzimmer der Frau Baronin befand?"

„Ich habe es gesehen."

„Wie konnten Sie das?"

„Ich befand mich im Nebenzimmer und saß am Bettchen des Kindes. Da hörte ich plötzlich Geräusch und Geflüster und das erweckte nicht so sehr meine Neugierde als mein Angstgefühl. Ich fürchtete, daß ein Dieb eingedrungen sei. Ich schwankte, ob ich nicht die Dienerschaft des Hauses herbeirufen sollte, dann aber blickte ich durchs Schlüsselloch ins Schlafzimmer der Frau Baronin. Und ich sah, daß ein junger Mann die Baronin umfangen hielt und daß sie sich küßten."

„Das ist gelogen," stieß Erna heftig hervor, „das kann die Zeugin nicht gesehen haben. Um Gottes willen, Fräulein, besinnen Sie sich. Erinnern Sie sich daran, wie gütig ich immer gegen Sie —"

„Das geht zu weit," unterbrach der Richter. „Ich darf eine solche Beeinflussung der Zeugin nicht dulden. Also, Fräulein Russo, Sie wissen,

daß ich Sie später vereidigen werde. Haben Sie also wirklich gesehen, daß die Baronin Tresko den Fremden geküßt hat?"

„Ich habe es gesehen," antwortete die Gesellschafterin mit harter Stimme. „Nun wußte ich, daß es kein Dieb sei, und es blieb mir nichts anderes übrig, als mich still zu verhalten. Ich hätte übrigens über diesen Vorfall geschwiegen, aber in der dritten Nacht, in der die Baronin den Besuch empfing, wurde sie durch die unerwartete Rückkehr ihres Gatten überrascht, es kam zu Streitigkeiten, und ich hielt es für meine Pflicht, den Herrn Baron von meiner Beobachtung zu verständigen."

„Wir werden die Zeugin jetzt vereiden," sagte der Richter.

„Einen Augenblick," wandte Doktor Sänger ein. „Sie gestatten doch, Herr Richter, daß ich einige Fragen an die Zeugin richte."

„Bitte sehr, Herr Doktor."

„Fräulein Russo, haben Sie nicht, bevor Sie ins Haus des Barons Tresko kamen, bei einer Familie in Berlin eine Anstellung gehabt?"

„Gehört das zur Sache?" fragte Maria Russo.

„Gewiß," antwortete Doktor Sänger, „denn ich werde Ihnen beweisen, daß unter dem Dache, unter welchem Sie weilen, merkwürdige Dinge geschehen. Es war die Geheime Kommerzienrätin Dover, deren Gesellschafterin Sie waren. Die

Kommerzienrätin besaß einen neunzehnjährigen Sohn, einen an der Schwindsucht leidenden Menschen. Sie haben diesen jungen Mann an sich gezogen und so weit gebracht, daß er seiner Mutter erklärte, er wolle sie heiraten. Sie haben also Zwietracht zwischen Mutter und Sohn gesät."

„Herr Doktor," unterbrach der Richter, „diese Art, die Zeugin einzuschüchtern, kann ich nicht dulden. Die Zeugin hat nicht nötig, etwa vorzubringen, was sie belastet und ihr schaden könnte."

„Ich habe nur hinzuzufügen," fuhr Doktor Sänger fort, „daß der arme Kranke infolge der Aufregungen, welcher er — nun, sagen wir einmal, wegen der Liebe zu dieser Dame mitzumachen hatte, von einem Blutsturz hingerafft wurde."

Um die vollen Lippen Marias spielte ein verächtliches Lächeln.

„Ich verzichte darauf, Herr Richter, mich gegen diese Anschuldigungen zu verteidigen," sagte sie.

Und während sie diese Worte sprach, blickte sie auf den Baron hinüber, als wollte sie sehen, welchen Eindruck die letzte Szene auf ihn machte.

Maria Russo legte den Eid ab, dann durfte sie sich entfernen.

Nun wurde die Zofe hereingerufen, welche behauptete, daß sie den fremden Mann nicht gesehen, sondern nur von der Gesellschafterin am nächsten Morgen erfahren habe, daß er hier gewesen.

Nun ließ der Richter den Gärtner eintreten. Der wußte mehr.

„Ich habe in der Nacht plötzlich einen heftigen Wortwechsel gehört," sagte er. „Ich bin herausgestürzt und habe gesehen, wie der Baron einen jungen Mann an der Brust hielt, dieser riß sich aber los und entfloh.

Ich selbst bin so erschrocken, daß ich wie gelähmt dastand, sonst wäre ich dem Entfliehenden natürlich sofort nachgeeilt."

Nun erhielten die beiden Anwälte das Wort.

Justizrat Rank faßte sich kurz.

Er bedauerte, daß ein bisher gutes Familienleben zerstört worden sei, ganz ohne Zweifel aus Verschulden der Baronin.

„Ich will nicht von Leichtsinn reden," sagte er, „noch weniger von Schlechtigkeit, aber es gibt im Leben so vieler Frauen Augenblicke der Schwäche. Sie begegnen dem Mann, der ihnen gewissermaßen vom Schicksal zum Verhängnis bestimmt ist. Sie können ihm nicht widerstehen. Oft gehen solche Abenteuer ohne weitere Folgen ab. Der Gatte ahnt nicht, daß er betrogen worden ist und bleibt nur in diesem einzelnen Falle der Betrogene. Denn die guten Instinkte der Frau erwachen wieder, sie bereut heimlich und verdoppelt den Eifer, dem Mann eine gute Frau zu sein. In unserem Falle wollte es das Unglück, daß Baron Tresko dem Verhängnis seines Hauses selbst begegnete.

Vielleicht wäre über den Vorfall hinwegzukommen gewesen, wenn die Angeklagte wirkliche Reue bewiesen hätte, wenn sie zumindest den Baron über die Persönlichkeit des Fremden aufgeklärt hätte.

Das ist aber nicht geschehen, deshalb müssen wir alle Konsequenzen ziehen.

Diese aber gipfeln nicht so sehr in der Scheidung, welche ja nun unabwendbar ist, als vielmehr in der Frage: Wer soll künftig das Kind erziehen.

Nun, ich denke, daß in diesem Falle der Vater einzig und allein das Recht hat, diese zarte Menschenblume zu hüten.

Mit schwerem Herzen stelle ich daher den Antrag, die Scheidung aus dem alleinigen Verschulden der Beklagten auszusprechen und dem Kläger rückhaltslos das Recht zu geben, seinen Sohn und Erben in seinem Sinne zu erziehen."

Während der letzten Worte sank Erna fast in sich zusammen. Sie hatte beide Hände vor das Gesicht gepreßt, und große Tränen quollen zwischen ihren zarten Fingern hervor. Vielleicht hörte sie kaum, was Doktor Sänger zu ihrer Verteidigung vorbrachte.

Mit hinreißendem Feuer sprach der junge Anwalt.

Aber er konnte doch die Anklage nicht entkräften. Er beschwor den Richter, einer Mutter

nicht das Kind zu rauben, das sie unter dem Herzen getragen und mit Schmerzen geboren, wies darauf hin, daß auch eine schlechte Gattin eine gute Mutter sein könne.

„Machen wir uns nicht des Mordes eines Mutterherzens schuldig," führte er aus. „Bedenken wir, daß wir Männer nie beurteilen können, was in der Seele einer Frau vorgeht.

Die Frauenseele ist eben ein Rätsel, das wir niemals zu lösen imstande sein werden.

Eins aber wissen wir sehr genau: daß jedes Kind ohne Ausnahme, bevor es noch klare Einsicht erlangt hat, mit der größten Zärtlichkeit an der Mutter hängt, der Mutter bedarf, beklagenswert ist, wenn es die Mutter entbehren muß.

Ich protestiere nicht gegen die Scheidung, ich habe sogar den Auftrag, jede Geldentschädigung zurückzuweisen, aber — der Schrei nach dem Kinde entsteigt dem gebrochenen Herzen der Frau Baronin, der Schrei nach dem Einzigen, was ihr jetzt, wenn sie für immer das Schloß ihres Gatten meiden muß, bleiben wird.

Verschließen Sie diesem Schrei nicht Ihr Ohr, meine Herren, sprechen Sie das Kind derjenigen zu, die es unter Schmerzen geboren hat — der Mutter."

Der Richter bat, sich auf einige Augenblicke ins Nebenzimmer zurückziehen zu dürfen. Als er

nach etwa fünf Minuten wieder an seinen Tisch zurückkehrte, lag auf seinen Zügen tiefer Ernst.

Er verkündete:

„Die Ehe des Barons Botho von Tresko und seiner bisherigen Ehefrau Erna, geborene Schulz wird aus dem alleinigen Verschulden der letzteren geschieden. Das Kind verbleibt dem Vater, welcher die alleinige Bestimmung über dasselbe hat."

Tiefes Schweigen.

Dann wandte sich Erna zum Gehen und wankte, von ihrem Anwalt begleitet, der Tür zu.

Hier aber blieb sie plötzlich stehen, wandte sich noch einmal um und rief mit einer Stimme, die allen durchs Herz schnitt:

„Also Kampf? — Nun, beim allmächtigen Vater im Himmel, ich nehme diesen Kampf auf!"

Und dann hob Erna plötzlich die rechte Hand, zur Faust geballt, empor, machte einige Schritte auf Maria Russo zu, die bewegungslos, wie aus Stein gemeißelt, dastand und rief ihr zu:

„Sie haben einen Meineid geschworen, Maria Russo. Gott wird Sie dafür strafen. Doch nein, ich will nicht warten, bis die göttliche Geduld erschöpft ist, ich selbst werde die Vergeltung übernehmen."

Im nächsten Augenblick hatte Erna den Gerichtssaal verlassen.

2.

Fünf Jahre später saßen auf der Terrasse des Schlosses Baron Botho von Tresko und eine junge, schwarzhaarige Frau, deren Schönheit allerdings den Blütenschmelz des Frühlings schon abgestreift hatte.

Auf den Stufen, die von der Terrasse in den Garten hinuntergingen, spielten zwei Kinder. Es war ein achtjähriger Knabe mit blonden Locken, die ihm bis auf die Schultern herabfielen, dann ein dreijähriges Kind, ebenfalls ein Knabe, der aber ein wenig kränklich aussah, dessen von braunen Haaren umgebenes Gesicht schmal und eingefallen war.

Die beiden kleinen Wesen waren Söhne des Barons Tresko, aber sie besaßen nicht dieselbe Mutter.

Kuno, der Achtjährige, entstammte der ersten Ehe Treskos, der Kleinere war dem Baron von seiner zweiten Gattin geschenkt worden, mit welcher er seit nahezu vier Jahren verheiratet war.

Die zweite Baronin Tresko aber war keine andere als Maria Russo, die frühere Gesellschafterin Ernas.

Es war so gekommen, wie man es in der Gesellschaft schon lange vorausgesehen hatte.

Allerdings im ersten Jahr nach der vollzogenen Scheidung war Tresko sehr schwermütig

und hatte sich so sehr von jeder Berührung mit der Welt ferngehalten, daß man meinte, der Unglückliche werde nie wieder zu einer zweiten Ehe schreiten. Man hatte ihn tief bedauert, denn Tresko war überall als ein guter Mensch bekannt. Aber allmählich sickerte doch das Gerücht durch, daß auf Schloß Tresko bald eine neue Herrin einziehen werde.

Der Baron hatte die schöne Rumänin als Hausdame angestellt, als die Repräsentantin auf dem Schlosse, und wer dort irgend etwas zu tun hatte, war auf sie angewiesen.

Sie ordnete und entschied alles mit der größten Umsicht und mit einer Klugheit, die den Angelegenheiten des Barons außerordentlich zugute kam. —

Die Dienerschaft im Schlosse liebte zwar die Rumänin nicht, aber sie gehorchte ihr, denn diesem Willen gegenüber gab es keinen Widerspruch, und wenn einmal jemand wagte, sich über Maria Russo beim Baron zu beschweren, wurde er von Tresko schroff abgewiesen.

„Ich will von nichts wissen, Fräulein Russo hat zu bestimmen," pflegte der Baron zu sagen.

Trotzdem herrschte in der Gesellschaft berechtigtes Aufsehen, als eines Tages Anzeigen in die benachbarten Schlösser flatterten, welche von der vollzogenen Verlobung Baron Treskos mit Maria Russo Kunde brachten.

Gewiß, die Rumänin war schön, interessant, sie konnte einen Mann fesseln, aber man wußte nur wenig über ihre Vergangenheit.

Als aber Baron Tresko mit seiner jungen Frau, die er unmittelbar nach der Verlobung geheiratet hatte, seine Antrittsvisiten machte und als Maria mit ihrer unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit und vornehmen Art diejenigen für sich gewann, welche sie gewinnen wollte, da begriff man, weshalb Tresko sich zu dieser Verbindung entschlossen hatte.

Das war ja eine Frau von Geist, wie es schien, von der vornehmsten Gesinnung, keine Dame der Gesellschaft benahm sich besser als sie. Sie besaß einen wahren Sprachschatz, denn außer im Rumänischen verstand sie sich gewandt und geistreich im Deutschen, Französischen, Englischen und Italienischen auszudrücken.

Sie war außerordentlich belesen, in der Weltliteratur vollkommen zu Hause, und wie wenige Frauen vermochte sie sich an wissenschaftlichen und politischen Unterhaltungen der Männer zu beteiligen.

Ihren Gatten schien sie innig, ja mit Leidenschaft zu lieben, und um dieser Liebe willen schob sie ihn immer in den Vordergrund, obwohl sie ihn an Geist und Wissen durchaus überragte.

So begann denn die Ehe unter den glücklichsten Auspizien.

Auf die bange Frage, welche einige Freunde aufwarfen, ob die zweite Gattin des Barons dem kleinen Kuno eine gute Stiefmutter sein könne, antwortete Maria mit der größten Sorgfalt und Liebe, die man einem Kinde angedeihen lassen konnte.

Bald aber beschenkte die Rumänin ihren Gatten ebenfalls mit einem Sohne. Und nun trat doch nach und nach ein leiser Umschwung in der Gesinnung Marias ein.

Wer hätte es ihr schließlich verübeln können, daß sie sich mit echt mütterlicher Liebe und Pflege dem eigenen Kinde hingab, umso mehr, als dieses sie vollauf bedurfte.

Vom ersten Augenblick an war Marias Kind ein schwaches, hilfsbedürftiges Wesen, es dauerte lange, bis das Knäblein endlich auf seinen Füßen stehen konnte, und immer wieder mußte Doktor Aventin gerufen werden, um mit dem ganzen Schatz seines medizinischen Wissens für das Leben des Kindes einzutreten.

Nun war der kleine Hans von Tresko drei Jahre alt und die Eltern durften nach der Versicherung des Arztes glauben, daß das Ärgste überwunden sei.

Rührend war die Liebe des kleinen Kuno für sein Brüderchen. Er verzichtete auf seine eigenen Spiele, um Hans Gesellschaft zu leisten, schenkte ihm sein bestes Spielzeug, pflückte Blumen, wand

Kränze und Sträuße für ihn, und wenn er einmal etwas besonders Gutes bekam, so konnte man sicher sein, daß er es heimlich dem kleinen Hans zusteckte.

Trotz alledem aber schien er die Gunst seiner Stiefmutter gänzlich verloren zu haben.

Nicht daß sie ihn etwa äußerlich vernachlässigt hätte, aber selten gab es für ihn ein freundliches Wort, und fast niemals ließ sie ihm Liebkosungen zuteil werden.

Das eigene Fleisch und Blut stand ihr näher, und ihr Schatz an Mutterliebe war vielleicht nicht groß genug, um die beiden Kinder in ihrem Herzen zu vereinen.

Das war Herrn von Tresko sicherlich nicht entgangen.

Vielleicht war es der Grund, daß er im Laufe des letzten Jahres immer stiller geworden war, daß er öfter als früher die Jagdflinte über die Schulter warf und sich in den Wald begab, ohne aber am Abend mit irgend einer Beute heimzukehren.

Offenbar hatte er im grünen Revier auf die Jagdlust verzichtet und unter irgend einem Baume gelegen, um vor sich hinzuträumen.

Aber auch seinen Pflichten widmete er sich jetzt mit größerer Energie als früher.

Man hatte soeben das Mittagessen eingenommen. Der Kaffee war aufgetragen worden, und

der Baron saß, eine Zigarre rauchend, Maria gegenüber auf der Terrasse. Beide beobachteten die spielendem Kinder.

„Lieber Freund," sagte Maria plötzlich, „ich möchte eine Frage an Dich richten, die mir schon lange am Herzen liegt."

Der Baron blickte auf.

„Welchen Gegenstand betrifft diese Frage?"

„Keinen Gegenstand, sondern eine Person, und zwar jene Unwürdige, von der Dich das Urteil des Gerichts befreit hat. Sie betrifft die Mutter Kunos."

„Ich bitte Dich, Maria, nichts von ihr," versetzte der Baron nervös. „Ich habe Dir doch ein für allemal verboten, über sie zu sprechen. Du kannst Dir wohl denken, daß Du damit für mich eine schmerzliche Erinnerung heraufbeschwörst."

„Ich nahm an, daß die Wunde, welche Dir diese Elende geschlagen," fuhr Maria fort, „für immer vernarbt ist. Es hat aber den Anschein, als hätte ich mich hierin geirrt."

„Vielleicht," antwortete Tresko kurz.

Nun hätte Maria eigentlich schweigen oder das Gespräch auf ein anderes Thema lenken müssen, aber sie schien sich vorgenommen zu haben, diese Angelegenheit heute um jeden Preis zu erörtern.

„Hast Du im Laufe der letzten Jahre etwas von ihr gehört?" fragte sie.

„Weshalb willst Du das erfahren? Interessiert es Dich?"

„Ich dächte, daß ich ein Recht hätte, mich dafür zu interessieren."

„Nun, dann will ich Dir Rede stehen," fuhr Tresko fort. „Ich habe von Erna erfahren, allerdings nur indirekt, durch den Doktor Sänger nämlich, dem ich unlängst in der Stadt begegnete. Er fragte mich, ob ich schon gehört hätte, daß Erna nach England gegangen sei."

„Ah, was sucht sie in England? Hat sie dort eine Stellung angenommen?"

„Sie hat wohl nicht nötig, eine Stellung anzunehmen, denn ich habe ihr ja damals fünfhunderttausend Mark ausgezahlt, und von den Zinsen dieses Kapitals läßt sich immerhin anständig leben. Aber Doktor Sänger setzte hinzu, daß Erna in der englischen Gesellschaft eine Rolle spiele, durch ihre Schönheit großes Aufsehen errege, und der Doktor will sogar erfahren haben, daß ein junger Lord sich stark für sie interessiere."

„Was doch solche Frauenzimmer für ein Glück haben," stieß Maria hervor. Das Wort Frauenzimmer aber hatte den Baron getroffen.

„Ich bitte Dich, liebe Maria," sagte er, „wähle Deine Worte besser. Wir haben keinen Grund, Erna zu beschimpfen, und Du am allerwenigsten."

„Ah, wieso denn?"

„Nun, Erna hat Dir doch gewissermaßen Platz gemacht."

„Platz machen müssen," rief Maria mit häßlichem Lachen. „Hätte sie sich besser betragen, so wäre sie noch heute hier. Ich finde es aber eigentümlich, daß Du Deiner geschiedenen Frau das Wort redest und daß Du geneigt bist, ihr empörendes Benehmen zu entschuldigen."

„Ich entschuldige es durchaus nicht," fuhr Baron Tresko fort, „aber ich will Dir aufrichtig gestehen, oft denke ich darüber nach, ob Erna damals nicht Unrecht geschehen ist."

„Unrecht? Hast Du denn den Mann, mit dem Erna Dich betrogen hat, nicht von Angesicht zu Angesicht gesehen? Und habe ich Dir nicht geschworen, daß ich ihre Küsse und Zärtlichkeiten gesehen habe?"

„Durchs Schlüsselloch!" rief Tresko grollend aus. —

„Ich finde, daß Du heute recht schlecht gelaunt bist," erwiderte Maria und erhob sich.

„Aber wo sind denn die Kinder hin?"

„Unten im Garten, am Springbrunnen sind sie," antwortete der Baron. „Sie freuen sich an den Goldfischen, die ich ins Bassin gesetzt habe."

In diesem Augenblick wurde Maria totenbleich und stieß entsetzt hervor:

„Ah, da haben wir's ja, Hans ist soeben in das Bassin gefallen. Kuno hat ihn hineingestoßen."

Der Baron schnellte empor, lief die Treppe hinab und stand schon zwei Minuten später an dem Springbrunnen, dessen Wasser sogar einem Kind nur bis über die Knie reichte.

Mühelos zog er den kleinen Hans heraus.

„Es ist ihm nichts!" rief er Maria zu.

Aber seltsamerweise schien sich Maria viel weniger darum zu interessieren, wie es dem Kind gehe — rasch stürzte sie auf Kuno zu, und ehe der Baron sie daran verhindern konnte, hatte sie dem Knaben einen Schlag mit der flachen Hand ins Gesicht versetzt.

„Ich will Dich lehren, auf Dein Brüderchen aufzupassen," schrie sie. „Regt sich schon die junge Natter? Sticht sie schon? Du bist ja sowieso der Ältere, der Majoratsherr derer von Tresko, weshalb willst Du Dein Brüderchen noch ertränken?"

Unter den dunklen, seidenweichen Wimpern des Kindes quoll keine Träne hervor. Er starrte die Stiefmutter nur entsetzt und verblüfft an.

Baron Tresko aber fuhr zornig auf seine Frau ein.

„Bist Du von Sinnen?" rief er. „Kuno war vollkommen unschuldig. Ich habe ganz genau gesehen, wie es sich ereignete. Hans war auf den Rand des Bassins geklettert und wollte eins der Goldfischlein erhaschen, Kuno versuchte ihn zurückzureißen, aber Hans biß und kratzte ihn,

beugte sich dann tiefer ins Bassin hinein, verlor das Gleichgewicht und stürzte ins Wasser. Ich verbiete Dir ein für allemal, dieses Kind zu schlagen. Ich werde es unter keiner Bedingung dulden, und nun rufe die Wärterin! Sie soll Hans sogleich entkleiden und zu Bett bringen!"

Mit solcher Entschiedenheit und solchem Zorn hatte der Baron noch niemals zu seiner zweiten Frau gesprochen.

Maria wagte keine Erwiderung, aber sie wurde blaß bis in die Augenwinkel hinein.

Sie entfernte sich zugleich mit der Wärterin, welche das Kind nach dem Hause trug.

Tresko aber beugte sich über seinen Erstgeborenen, strich ihm zärtlich über das blonde Haupt und sagte zu ihm:

„Sei ruhig, Kuno. Mama war sehr erschrocken und aufgeregt, sie wird Dich gewiß nicht wieder schlagen."

Im Garten tauchte eine hagere Gestalt auf. Es war Doktor Aventin, der Hausarzt und besondere Günstling Marias.

Ein sehr einnehmendes Äußere besaß dieser Mann nicht. Aber er war als ungemein tüchtiger Arzt in der ganzen Gegend bekannt und hatte sehr einschmeichelnde Manieren. Seine Haare waren an den Schläfen bereits stark ergraut.

Maria, welche inzwischen die Terrasse erreicht

hatte, wartete auf den Arzt, und Botho sah die beiden lebhaft miteinander sprechen

Als der Baron ein wenig näher trat, wollte er seinen Ohren nicht trauen, als Dr. Aventin sagte:

„Ja, ich muß leider gestehen, ich habe in der letzten Zeit beobachtet, daß der Knabe Zeichen von Anormalität gibt. Ich will nicht gerade sagen, daß er geisteskrank ist, aber er kann es sehr leicht werden. Man wird ihn in eine tüchtige Kur nehmen müssen."

Und als Botho jetzt näher herantrat und seinem Erstaunen Ausdruck gab, erwiderte der Doktor:

„Ich glaube, Kuno ist von seiner Mutter her erblich belastet. Sie wissen ja selbst, daß Ihre erste Gattin sehr exzentrisch war, Herr Baron. Für mich stand es fest, daß jenes Vorkommnis, welches Anlaß zu Ihrer Scheidung gegeben hat, auf einem anormalen Fühlen der Frau beruhte. Nun, wie gesagt, wir müssen den kleinen Burschen scharf beobachten, ich werde ihm auch eine Medizin verschreiben, welche blutverbessernd wirken kann."

„Ich werde aber diese Medizin nicht nehmen," rief Kuno trotzig aus. „Ich habe Dich nicht lieb, Doktor, und ich weiß, daß Du mich auch nicht lieb hast."

„Haben Sie gehört, Herr Baron," fuhr Aventin fort. „Wie kann ein so junges Kind so sprechen, wenn es nicht krank ist?"

Der Doktor und Maria verschwanden hinter der Glastür des Hauses, Botho ging mit langsamen Schritten durch den Garten. Er war tief traurig, nicht so sehr wegen des Ausspruchs des Arztes, den er nicht für richtig hielt, sondern er dachte über das häßliche Benehmen seiner Frau und über den ganzen Verlauf seiner Ehe mit Maria nach. —

Daß er sich von Erna hatte scheiden lassen, das bereute er auch jetzt nicht, denn er hatte den Schandfleck auf dem Ehrenschild derer von Tresko ausmerzen müssen, aber weshalb war er nur auf den unglücklichen Gedanken gekommen, so rasch eine Nachfolgerin Ernas zu suchen und weshalb hatte er gerade Maria Russo gewählt?

Doch, wenn er darüber nachdachte, mußte er sich gestehen, daß es eigentlich wie von selbst gekommen war.

Maria hatte es verstanden, ihn allmählich sanft einzuspinnen, sie hatte damals alles getan, was sie ihm an den Augen absah, und sie hatte eine eigene Art, ihre körperlichen Reize in ihren Dienst zu stellen. Aber erfüllt hatte sie seine Hoffnungen nicht.

Sie war in der Ehe launisch geworden, herrisch, und was die Hauptsache war, und darüber konnte sich der Baron nicht täuschen, sie war dem kleinen Kuno keine gute Mutter geworden. An

ihrem eigenen Kinde hing sie mit fanatischer Liebe, während sie Kuno immer mehr und mehr von sich zurückdrängte.

Tresko wußte, was an ihrem Herzen fraß: der Gedanke, daß Kuno einst Majoratsherr werden würde, und Hans als später Geborener in einem beschränkten Maße erbberechtigt sei.

Für eine Mutter vielleicht ein begreiflicher Kummer, dem aber nicht abzuhelfen war. Denn da sprach das Gesetz.

Während dieser unfreundlichen Erwägungen war er bis zu der Mauer gelangt, welche den Garten nach rückwärts begrenzte.

Hier erhob sich eine von wilden Rosen fast ganz eingehüllte Laube. Da weilte Botho von Tresko gern, suchte sie immer auf, wenn es eine Meinungsverschiedenheit mit Maria oder gar einen Streit gegeben hatte.

Auch heute streckte sich der Baron auf dem Ruhebett der Laube aus, schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Und wirklich, es dauerte nicht lange und er verfiel in einen tiefen Schlummer.

Plötzlich erwachte er durch ein Geräusch, das in seiner unmittelbaren Nähe hörbar wurde.

Er hob ein wenig den Kopf, öffnete die Augen und — was war das? — äffte ihn der Traum, der soeben durch seine Seele gegangen war?

Denn vor seinen Augen, die im Schlafe ruhten, hatte das Bild Ernas gestanden, und jetzt — drei Schritte von ihm entfernt, stand dieselbe blonde Gestalt, die er im Traume gesehen.

Er ließ das Haupt auf das Polster zurücksinken und wollte wieder die Augen schließen. Da sah er, wie die Gestalt den Schleier emporhob, und nun erblickte er das Gesicht seiner ersten Frau ebenso schön wie in den Tagen ihrer höchsten Schönheit, wenn auch etwas bleich und abgehärmt.

Und jetzt vernahm er ihre Stimme:

„Kennst Du mich?" fragte sie in durchdringendem Tone.

Da sprang Tresko auf.

„Unglückselige, wo kommst Du her?" schrie er. „Weißt Du denn nicht, daß alle Bande zwischen uns durchschnitten sind? — Doch halt, Du bist vielleicht in Not. Erkläre Dich, von vornherein bin ich erbötig, Dir zu helfen!"

Ein verächtliches Lächeln umspielte die Lippen der schönen blonden Frau.

„Glaubst Du, ich bin als Bettlerin gekommen?" sagte sie. „Nein, ich bedarf Deiner Hilfe nicht. Etwas anderes ist es, was mich zu Dir führt."

Tresko warf einen schnellen Blick durch die Tür, um sich zu überzeugen, ob Maria nicht in der Nähe war. Denn ein Zusammentreffen der beiden Frauen fürchtete er. Er wußte, daß Maria

dieser Unglücklichen gegenüber sich nicht beherrschen könnte, und eine Szene von elementarer Gewalt ausbrechen würde, wenn sie jetzt erschiene.

„Ich bitte Dich, fasse Dich kurz," sagte Tresko. „Wenn es also Not nicht ist, was Dich zu mir führt, was ist es dann?"

„Die tiefste Sorge um mein Kind ist es," lautete die Antwort.

„Du kannst ruhig sein, Dein Kind ist gut aufgehoben bei uns."

„Bei Dir wäre es ganz gewiß gut aufgehoben, nicht aber bei der Frau, die Du ihm zur zweiten Mutter gabst, bei jener Elenden, die mich durch einen Meineid aus dem Hause getrieben hat."

„Maria hat keinen Meineid geschworen," antwortete Tresko ruhig, aber seine Stimme begann unsicher zu werden, als er sagte, daß Maria dem kleinen Kuno bisher eine gute Mutter gewesen.

„Das ist nicht wahr, sie haßt ihn," schoß es wie ein Pfeil von den Lippen Ernas. „Ich weiß es, daß sie ihn haßt."

„Wie kannst Du darüber etwas wissen?"

„Nun denn, ich werde Dir Beweise geben. Ich habe gesehen, wie die Rumänin meinen Sohn eben am Springbrunnen behandelt hat. Und gestern, während Du auf der Jagd warst, hat dieses elende Weib den kleinen Kuno eine ganze Stunde lang auf Erbsen knien lassen, und zwar

wegen eines ganz geringfügigen Vergehens. Das geschah in der Ecke des Schlafzimmers, und während das arme Kind vor Schmerzen wimmerte, liebkoste die Schändliche ihren Sohn, den Krüppel, der einst das Zerrbild eines Tresko werden wird."

Der Baron stand wie vom Donner gerührt. Er erinnerte sich jetzt mit Bestimmtheit daran, bei seiner Rückkehr einzelne Erbsen im Schlafzimmer Marias gefunden zu haben. Er hatte gefragt, wie die Erbsen ins Zimmer kamen, und Maria hatte ihm geantwortet:

„Da frage nur Deinen kleinen Kuno. Er hat sie hereingeschleppt, obwohl ich es ihm streng verboten habe."

„Wenn Du an meinen Worten zweifelst," fuhr Erna fort, „so frage Dich doch, weshalb Kuno heute lange Strümpfe trägt, während er sonst immer in kurzen Socken geht. Nimm Dir die Mühe, Deinem Sohn die Strümpfe herabzuziehen und Du wirst die Wundmale sehen, die sich in die Knie des armen Kindes eingegraben haben."

„Barmherziger Gott, woher weißt Du das alles?" stieß Tresko hervor.

„Ja, Du siehst, daß sich die Frau, die Du damals für unfähig hieltest, ihren Sohn zu erziehen, mehr um ihn annimmt als die andere, Würdigere," antwortete Erna. „Aber tu nur so weiter, laß Deinen Sohn weiterhin von seiner Stiefmutter mißhandeln, und aus Kuno wird ein

schlechter, zumindest scheuer Mensch werden. Ich habe jedoch keine Lust, das abzuwarten, deshalb fordere ich Dich noch einmal auf, Baron Botho von Tresko: gib mir mein Kind zurück."

Sie stand hoch aufgerichtet vor ihm da, nicht wie eine Bittende, sondern wie eine Fordernde, und jedes ihrer Worte fiel wie ein Hammerschlag auf Tresko nieder.

Aber bald hatte sich Botho gefaßt.

„Was Du verlangst," sagte er mit fast unterwürfig klingender Stimme, „das ist unmöglich, Du mußt es einsehen, denn hier handelt es sich um einen Beschluß des Gerichts. Im übrigen kannst Du versichert sein, daß ich Kuno fortan scharf beobachten werde und desgleichen meine Frau."

„Diese Frau kannst Du nicht beobachten," kam es scharf von den Lippen Ernas zurück, „weil sie Dich beherrscht, denn Du hast diesem erbärmlichen Geschöpf Rechte gegeben, welche ich nie von Dir zu beanspruchen gewagt hätte. Sie ist die Tyrannin Deines Hauses geworden, nur noch ein paar Jahre so weiter, und sie wird eine Geißel sein für Dich und ihre ganze Umgebung. Und weil ich meinen Sohn nicht von ihr zugrunde richten lassen will, erhebe ich noch einmal meine Stimme, aber diesmal bittend, flehend: Gib mir mein Kind zurück, und wenn Du Kuno einst wiedersehen wirst, dann wirst Du stolz sein auf Deinen Sohn."

„Botho, Botho, wo bist Du," erklang eine Stimme vom Hause her. „Doktor Aventin will sich von Dir verabschieden."

„Doktor Aventin," sagte Erna, „mißtraue auch diesem Manne. Erinnere Dich immer meiner Mahnung, laß ihn möglichst wenig über Deine Schwelle kommen oder noch besser, nimm Dir einen anderen Arzt."

„Weshalb? Was bedeutet diese Warnung?"

„Ich spreche nicht, wenn ich nicht beweisen kann. Aber zwischen diesem Dr. Aventin und Deiner Frau besteht ein geheimes Einverständnis. Glaube nicht, daß ich verleumden will oder gekommen bin, um mich zu rächen. Ich bin ja nur da, um mein Kind wieder in die Arme zu schließen, es mit mir fortzutragen in ein Leben, in welchem es sich besser entwickeln wird. Ich beschwöre Dich, Botho, überlasse mir meinen Sohn."

„Unmöglich," preßte der Baron hervor, „Du forderst Dinge, die ich nicht erfüllen kann."

Dann hörte der Baron plötzlich einen dumpfen Fall, und als er aufblickte, sah er Erna vor sich auf den Knien liegen.

„Steh auf, Unglückliche," rief er, „verweile nicht länger hier!"

Er hob sie empor, sie wankte, von ihm gestützt, dem Ausgang der Laube zu.

„Nun wohl, so vollziehe sich das Verhängnis," sagte sie. „Aber erinnere Dich meiner. Unser Kind wird nicht heranwachsen, die Hand des Verhängnisses schwebt über ihm und wird es zu Boden drücken, tiefer und immer tiefer bis ins Grab hinein. Botho, ich beschwöre Dich, weiche nicht von der Seite Kunos, behüte ihn vor den Gefahren, die ihm drohen, sei Du sein guter Engel, der, wie man sagt, jedem Menschen beigesellt ist."

„Das verspreche ich Dir, Erna," stieß der Baron hervor.

Auch er hatte jetzt plötzlich das Gefühl, als wäre Kuno von tausend Gefahren umgeben.

Erna aber schritt der Gartenmauer zu und war so schnell den Blicken Bothos entschwunden als sie gekommen war. Auch der Baron verließ nun die Laube. Aber er hatte noch nicht fünf Schritte getan, als Maria vor ihm stand.

Das Gesicht der Rumänin war fahl, ihre Augen von einem häßlichen Feuer erfüllt.

„Wer war bei Dir?" rief sie. „Ich sah ja ein Weib von Dir fortschleichen, ein Weib mit dichtem Mantel und Schleier?"

„Du mußt Dich geirrt haben," stieß der Baron hervor. „Ich habe keine Frau im Garten gesehen."

„Wirklich nicht? Nun, dann habe ich bessere Augen als Du. Aber das eine sage ich Dir:

läßt sie sich's einfallen, noch einmal vor Dich hinzutreten, bei Gott, dann töte ich sie."

Und während sie diese Worte sprach, funkelten ihre Augen wie die eines Raubtieres oder zumindest wie die eines Weibes, das diese grauenvolle Drohung wahrzumachen imstande wäre.

3.

Eine seltsame Veränderung war in den letzten vier Wochen mit dem kleinen Kuno vor sich gegangen. Das sanfte Kind hatte sich ganz und gar verwandelt, wurde trotzig, scheu und hatte manchmal geradezu Anfälle von Tobsucht.

Soeben war Botho durch einen Diener ins Zimmer Kunos gerufen worden.

Der Knabe wälzte sich auf dem Teppich herum und schlug mit Händen und Füßen um sich.

Als Botho das Zimmer betrat, war Maria bei dem Kinde und wollte es offenbar beruhigen.

„Um Gottes willen, was geht hier vor?" rief der Baron aus.

„Du siehst ja, Dein Kind hat wieder einen Anfall bekommen," antwortete Maria, „ich fürchte das Schlimmste, und ich möchte Dich eigentlich bitten, einen andern Arzt zu Rate zu ziehen."

„Kuno, hörst Du mich, erkennst Du mich?“ sagte der Baron liebreich zu dem Knaben, und als dieser die Stimme des Vaters hörte, schien er in der Tat etwas ruhiger zu werden.

Botho setzte sich neben den Knaben nieder und fuhr fort, mit sanfter Stimme auf ihn einzureden:

„Sage mir doch, Kuno, hast Du Schmerzen? Nicht wahr, im Kopfe? Aber man wird Dir helfen, liebes Kind. Maria, gib ihm doch Eiskompressen auf die Stirne. — Im übrigen will ich selbst gleich nach dem Dorfe reiten, um Professor Leuthold zu telegraphieren. Er möge kommen, koste es, was es wolle.“

„Eile nur,“ sagte Maria, „ich fürchte für das Leben des Kindes.“

„Lebe wohl, mein Junge,“ stieß Botho hervor. „Sei gut gegen Deine Mama! Doch, was macht denn Hans?“

„Hans ist gesund und kräftig,“ antwortete die Rumänin, „er ist nur traurig, weil er sein Brüderchen entbehren muß.“

Das kam alles so sanft von den Lippen Marias und ihre Augen blickten so seelenvoll und so schmerzlich, daß sich Botho sagte:

„Alles, was Erna mir berichtet, ist nicht wahr. Der Haß gegen ihre Nachfolgerin hat die Unglückliche verblendet.“

Fünf Minuten später saß Baron Tresko im Sattel und stürmte dem Dorfe zu.

Nachdem er das Telegramm an Professor Leuthold besorgt hatte, kehrte er ganz gegen seine sonstige Gewohnheit in der Dorfherberge ein.

Das Pferd, das einen ungewöhnlich schnellen Ritt zurückgelegt hatte, brauchte unbedingt etwas Ruhe.

„Geben Sie mir schnell eine Flasche Wein," sagte er dem Wirt, nachdem er das Gastzimmer betreten hatte.

Der Wirt verbeugte sich ehrerbietig vor dem Baron und brachte das Gewünschte herbei.

Es dauerte nicht lange und ein weiterer Gast betrat das ziemlich leere Wirtszimmer.

Es war die elende, heruntergekommene Gestalt eines noch ziemlich jungen Mannes.

Ein mehr als armseliger Anzug bedeckte seinen Körper, das Gesicht war von einem neuentstehenden Bart umrahmt. Er blickte aus tief liegenden Augen hungrig und scheu.

„Wer ist denn der?" fragte der Baron den Wirt. „Das ist doch keiner aus dem Dorfe?"

„Ich kenne ihn nicht," antwortete der Gastwirt. „Gott mag wissen, wo der her kommt und wohin er will. Aber ich werde ihn gleich mal fragen."

Er trat zu dem Manne, der inzwischen an einem Tische Platz genommen hatte und fragte ihn, womit er dienen könne.

Der Gefragte forderte ein kleines Glas Bier und ein wenig Käse.

Dann zog er aus seinem Bündel ein Stück Brot hervor.

„Kommt wohl von weit her?" fragte der Wirt.

„Nicht gar so weit," antwortete der junge Mann.

„Und wohin soll die Reise gehen?"

„Weiß nicht," lautete die Antwort. „Aber ich möchte nun an Euch eine Frage richten, Herr Wirt."

„Ei, fragt immerzu, wenn ich antworten kann, soll's gerne geschehen."

„Sagt mal," fuhr der Fremde fort, „wißt Ihr nicht, wo die erste Frau des Baron Tresko hingekommen ist, ich meine die Geschiedene?"

Der Baron lauschte angestrengt hinüber. Von Erna war also die Rede?

„Ja, lieber Herr," antwortete der Gastwirt schlagfertig, „da kann ich Euch keine Auskunft geben. Aber der Herr dort drüben ist der Inspektor des Barons, der wird Euch vielleicht dienen können. Fragt ihn nur, er ist ein guter Mann und wird Euch gern Bescheid geben."

„Es ist hier von der geschiedenen Frau meines Herrn Barons die Rede," rief Tresko aus und erhob sich, um zu dem Fremden hinüberzuschreiten. Der erhob sich gleichfalls und begrüßte den angeblichen Inspektor mit einer tiefen Verbeugung.

„Nichts für ungut, Herr," sagte er, „aber ich möchte gerne wissen, was mit dieser Dame geschehen ist. Von dem Baron ist sie wohl fort, und sie weilt wahrscheinlich überhaupt nicht mehr im Lande?"

„Da könnet Ihr recht haben," antwortete Tresko, „ich habe gehört, daß sie in England leben soll."

„Und der Herr Baron ist wieder verheiratet?"

„Jawohl, der Herr Baron ist wieder verheiratet," antwortete Tresko. „Was blieb ihm denn anderes übrig? Er mußte wohl für sein Kind eine Mutter suchen."

„Versteht sich, eine Mutter. — Haha, das Kind hat doch eine gute Mutter gehabt. Weshalb hat man es ihr denn entrissen?"

„Das Gericht hat es so gewollt," versetzte der Baron, „der Mutter, die sich unwürdig aufgeführt, konnte das Kind nicht anvertraut werden."

„Unwürdig aufgeführt?" stieß der Fremde hervor. „Das ist nicht wahr, das ist erlogen,

und wenn schon der Richter ein so falsches Urteil gefällt, so werden diejenigen, die daran geholfen haben, dereinst von Gott im Himmel bestraft werden."

Tresko starrte den Sprechenden an.

Eine Ahnung, daß hier plötzlich ein Zeuge für Ernas Unschuld erstanden sei, leuchtete für einen Augenblick in ihm auf.

Er vermochte kein Wort hervorzustoßen.

„Ja, lieber Freund," sagte er endlich nach einer langen Pause, „wenn Ihr darüber mehr wißt, dann solltet Ihr es frei heraussagen, aber nicht vor mir, der ich ja mit der Sache nichts zu tun habe. Aber dem Richter in Brandenburg solltet Ihr Euch anvertrauen oder vielleicht dem Advokaten, der damals die Frau des Barons verteidigt hat. Ich kann Euch seinen Namen nennen. Es ist Doktor Sänger, und jedes Kind in Brandenburg wird Euch sagen, wo er wohnt."

„Was würde es nützen," murmelte der andere vor sich hin. „Mir würde man ja doch nichts glauben, mir nicht."

„Weshalb denn nicht?"

„Weil — weil ich — ja, entschuldigt, Herr, da bringt mir ja der Wirt den Käse. Habe ein paar Tage nichts gegessen und nun einen Wolfshunger. Aber wenn Ihr gestattet, nehme ich an Eurem Tische Platz. Wenn ich gegessen habe, können wir ja unsere Unterhaltung fortführen."

„Herr Wirt, bringen Sie dem Manne etwas Besseres zu essen und eine Flasche Wein, auf meine Rechnung natürlich."

„Nein, tun Sie es nicht, Herr Wirt," rief der Fremde aus. „Ich kann von keinem Menschen etwas annehmen. Man muß doch wissen, wen man bewirtet. Und Sie wissen es nicht, Herr Inspektor."

„Nun, dann können Sie es mir ja sagen. Aber — was ist Ihnen denn geschehen, daß Sie gar so an sich selbst verzweifeln?"

Der Zerlumpte schüttelte den Kopf.

„Weshalb soll ich sprechen?" sagte er. „Es lohnt sich ja nicht. Aber schade, — mit Frau Erna wäre ich gerne zusammengekommen. Es wäre gut für sie gewesen. Na, nach England kann ich nicht hinüber. Das ist zu weit für mich, meine Taschen sind leer."

Der Wirt trug trotz des Protestes des Fremden die vom Baron bestellten Speisen herbei, und schließlich griff der Fremde tapfer zu und stellte sich dabei wirklich an wie einer, der ein paar Tage gefastet hat. Er verschlang mit Heißhunger alles, was auf dem Tische stand und trank die Flasche Wein leer.

Aber herauszubekommen war nichts mehr aus ihm.

Wie sehr Tresko sich auch Mühe gab, ihn zum Sprechen zu bewegen, er schüttelte immer wieder den Kopf und antwortete:

„Es ist ja alles zu spät, — der Baron ist wieder verheiratet und — ungeschehen läßt sich nicht mehr machen, was einmal geschehen ist. Haben Sie Dank, Herr Inspektor, für die gute Bewirtung, — ich muß weiter. Aber Ihrem Herrn Baron können Sie sagen, daß er ein großes Verbrechen begangen hat. Na, er hat es wohl nicht mit Absicht getan, er wollte nur seine Ehre schützen, aber da gibt es andere Leute, welche Frau Erna absichtlich ins Unglück gestürzt haben. Mit denen wird man noch reden müssen."

Bevor Tresko noch eine weitere Frage stellen konnte, ergriff der Fremde die Türklinke, blieb noch einmal stehen und rief dem vermeintlichen Inspektor zu:

„Schönen Dank für alles, was Sie mir getan haben. Sie hätten es nicht getan, wenn Sie wüßten, woher ich komme."

Da war der seltsame Mensch schon fort.

Tresko, der rasch sein Glas leerte, konnte nicht umhin, zu glauben, daß gerade der heutige Tag einen Wendepunkt in seinem Leben bringen müsse.

Bald darauf ließ er sich sein Pferd vorführen, schwang sich in den Sattel und ritt langsam nach dem Schloß zurück.

Schlimme Nachrichten erwarteten Botho, als er das Schloß betrat.

Maria kam ihm mit verstörtem Gesicht entgegen und teilte ihm mit, daß Kuno im heftigsten Fieber läge, phantasiere und kaum auf seinem Lager zu halten sei.

Botho war bereit, diese Nacht am Bett Kunos zu wachen, aber Maria gab das nicht zu.

„Dir ist Schlaf notwendig," sagte sie. „Ich werde die Wache übernehmen. Du kannst Dich auf mich verlassen, Botho!"

Der Baron ließ sich überreden und ging zu Bett. Mitten in der Nacht aber wurde er geweckt und man teilte ihm mit, daß der Zustand Kunos sich verschlechtert hatte und man das Schlimmste befürchten müßte.

Am kommenden Tage verschlechterte sich der Zustand des armen Knaben noch um einen Grad, Doktor Aventin kam, schüttelte den Kopf und zuckte die Achseln.

„Meningitis," sagte er, „Gehirnhautentzündung, da gibt es kein Mittel, keine Rettung mehr."

„Barmherziger Himmel," stieß Botho hervor, „verlangen Sie, was Sie wollen, Doktor, aber retten Sie mein Kind."

„Sie können sich denken, daß ich tue, was in meiner Macht liegt," antwortete der Doktor, „aber unser Wissen hat eben auch seine Grenzen. Bei Kindern endet die Gehirnhautentzündung immer mit dem Tode, und die Eltern dürfen Gott nicht bitten, daß er das Kind leben läßt."

„Ja, weshalb denn nicht?" stieß Baron Tresko hervor.

„Weil das Kind blödsinnig bleiben würde," antwortete der Doktor. — „Ich finde aber, verehrte Frau Baronin, daß auch Sie sehr angegriffen sind. Sie sollten sich Ruhe gönnen."

„Das meinte ja auch ich," sagte Botho, „aber meine Frau will nicht von dem Lager Kunos weichen. Ich habe übrigens Professor Leuthold aus der Residenz berufen. Kommt er nicht heute, so wird er morgen früh bestimmt hier sein."

„Morgen ist es vielleicht schon zu spät," versetzte Aventin.

Dann traf er noch einige Anordnungen, bestieg seinen Wagen und fuhr vom Schlosse, zu anderen Patienten, wie er sagte, fort.

Am Abend aber fuhr ein anderer Wagen in den Hof des Schlosses ein.

Der sehnsüchtig erwartete Professor Leuthold, der berühmte Spezialist war es, ein Mann von hohen Jahren mit weißem Haar und Bart.

Aber sein Gesicht war rosig und frisch, seine Gestalt erweckte den Eindruck ungebrochener Kraft.

Botho empfing ihn mit der größten Liebenswürdigkeit und teilte ihm die Diagnose Doktor Aventins mit.

Professor Leuthold antwortete:

„Da möchte ich denn doch den Herrn Kollegen hier haben. Vielleicht senden Sie Ihren

eigenen Wagen, Herr Baron, der ihn gleich mit zurückbringt."

Dann begab sich der Professor ans Lager des kleinen Patienten und nahm eine genaue Untersuchung vor.

„Meningitis hat der Herr Kollege festgestellt?" sagte er. „Soso — na, wir werden ja sehen."

Doktor Aventin kam.

Eine halbe Stunde blieben die beiden Ärzte allein am Krankenbett. Dann wurden Baron Botho und Frau Maria herbeigerufen.

„Ja, ich muß allerdings die Diagnose Doktor Aventins bestätigen," sagte der Professor. „Es handelt sich hier in der Tat um Gehirnhautentzündung, welche leider letal ausgehen dürfte.

Es schmerzt mich natürlich, Ihnen dieses mitzuteilen, aber es ist doch besser, wenn Sie die volle Wahrheit erfahren. Geben Sie sich also keinen trügerischen Hoffnungen hin, das Kind ist verloren."

Der kleine Kuno lag ganz apathisch da.

Sein Gesicht war verfallen, seine Züge zeigten einen Ausdruck, der den nahen Tod verkündet.

Sein Atem ging nur noch oberflächlich, seine Lippen glühten und seine Augen waren fast immer geschlossen.

Botho konnte seine Tränen nicht zurückhalten, Maria aber legte den Arm um den Hals ihres Gatten und sagte:

„Gib Dich doch Deinem Schmerze nicht allzusehr hin, lieber Botho. Er ist ganz gewiß gerecht, aber denke, daß Du doch noch ein anderes Kind hast. Im übrigen, solange der Mensch lebt, ist noch immer Hoffnung vorhanden. Wir wollen zu Gott beten, daß er Kuno rettet, ihm zumindest einen sanften Tod bereitet."

„Ich möchte noch den Schnellzug nach Berlin benützen," sagte der Professor, indem er seine Uhr zog und einen Blick aufs Zifferblatt warf. „Wie weit ist es nach der Station?"

„Zwanzig Minuten," antwortete der Baron.

„Ich danke, da können wir gleich abfahren," erwiderte der Professor. „Unsern Herrn Kollegen können wir vielleicht vor seiner Wohnung im Dorfe abladen."

Damit erklärte sich Doktor Aventin einverstanden und die drei Herren bestiegen bald darauf den Wagen.

Im Dorfe stieg Aventin ab.

Nun hatte man nur noch fünf Minuten bis zur Station.

Während der Wagen dahinrollte, wandte sich der Professor plötzlich an Botho:

„Lieber Herr Baron," sagte er, „ich muß Ihnen gestehen, daß ich Sie belogen habe."

„Wie, Sie hätten mich belogen, Herr Professor?" stieß der Baron erstaunt hervor.

„Ich war dazu gezwungen," antwortete der Professor. „Denn wir müssen hier sehr vorsichtig vorgehen, und so lange Dr. Aventin zugegen war, hatte ich kein anderes Mittel, als Ihnen mitzuteilen, daß das Kind Gehirnhautentzündung habe. Aber damit habe ich die Unwahrheit gesprochen."

„Aber was ist denn dem Kinde?" fragte der Baron höchst gespannt.

„Ihr Kind ist vergiftet worden," antwortete der Professor mit fester, aber halblauter Stimme, damit auch der Kutscher ihn nicht hören konnte.

Botho aber sank in das Polster des Wagens zurück.

„Ja, um Gottes willen," stieß er hervor, „welche Art Vergiftung ist es denn?"

Das Stationsgebäude war erreicht, die Herren stiegen ab und gingen, da noch reichlich Zeit war, am Perron auf und nieder.

„Ich sage Ihnen noch einmal," wiederholte der Professor, „Ihr Kind ist vergiftet worden. Aber leider vermochte ich nicht festzustellen, welches Gift man ihm eingegeben hat. Dagegen gestehe ich, daß ich meinem Kollegen Aventin nicht traue. Da ein Arzt sich in diesem Falle gar nicht irren kann und er doch eine falsche Diagnose gestellt hat, vermute ich sehr stark, daß der Doktor selbst die Hand mit im Spiele hat. Hat Doktor Aventin Grund, Sie zu hassen, Herr Baron?"

„Dazu hat er nicht den geringsten Grund."

„So muß er im Auftrage einer anderen Person gehandelt haben.“

„Aber welche andere Person könnte es sein?“

„Das vermag ich allerdings nicht zu sagen. Es kursieren freilich über Sie, Herr Baron, allerlei Gerüchte, aber ich habe ihnen bisher nie Glauben geschenkt. Aber — sagen Sie einmal, Herr Baron, war das Kind bisher gesund?“

„Natürlich war das Kind bisher immer gesund. Immer war es stark und kräftig und besaß vor allen Dingen einen lebhaften Geist, es war auch sehr lenksam und leicht zu erziehen.“

„Hat es aber auch immer eine liebevolle Behandlung erfahren?“

„Meine Frau hat das Kind zuerst sehr sorgsam und gütig erzogen. Dann ist aber hierin eine kleine Veränderung eingetreten.“

„Und wann hat sich dieser Umschwung vollzogen?“

„Vor etwa vier Wochen, und von da ab ging es rapid bergab mit Kuno. Er gebärdete sich wie ein wildes Tier, schlug mit allen Vieren um sich, biß und kratzte, kurz, man konnte ihm nimmer nahen.“

„Gut, und nun sagen Sie, Herr Baron, hat Doktor Aventin immer hier im Lande gelebt?“

„Nein, er hielt sich lange Jahre in Indien auf, kehrte vor zehn Jahren von dort zurück, kaufte sich im Dorfe ein Haus und begann seine Praxis.“

„Also in Indien hat Dr. Aventin gelebt? Das wäre schon eine Erklärung, denn die Inder haben Gifte, über die wir europäischen Ärzte uns noch immer nicht klar sind.“

Der Baron zerrte an seinem blonden Bart.

„Wenn ich nur wüßte, mit wem dieser elende Schurke im Einverständnis sein könnte.“

„Ja, Herr Baron, das müssen Sie eben selbst herausbringen. Übrigens glaube ich nicht, daß der Knabe schon verloren ist. Er ist vielleicht noch zu retten, wenn die Vergiftung, die ihm offenbar allmählich, vielleicht allnächtlich gereicht wurde, plötzlich zum Stillstand gebracht werden könnte. So hätten wir immerhin noch Hoffnung, das Leben des Kindes zu retten.“

„Ach, tun Sie es, Herr Professor, ich werde Ihnen mein ganzes Leben lang dankbar sein.“

„Dazu werden Sie nicht mich brauchen, Herr Baron,“ versetzte der Professor, „überhaupt keinen Arzt, dagegen einen tüchtigen Detektiv.“

„Ja, aber wo soll ich einen solchen hernehmen?“

„Ich kenne einen Detektiv, dessen Spezialfach Vergiftungen sind,“ antwortete der Professor. „Den Mann werde ich Ihnen schicken. Sind Sie einverstanden, Herr Baron?“

„Von ganzem Herzen. Nur bewirken Sie, daß er so schnell wie möglich kommt.“

„Das werde ich, verlassen Sie sich darauf."

„Was den Kostenpunkt anlangt," sagte der Baron, „so spielt der natürlich keine Rolle, trachten Sie nur, daß der Mann wenn möglich noch heute auf meinem Schlosse eintrifft."

„Wohl, aber sagen Sie, Herr Baron, unter welcher Maske soll denn der Detektiv erscheinen?"

„Ja, da ist allerdings guter Rat teuer."

„Ich habe eine Idee," sagte der Professor. „Der Detektiv kann sich bei Ihnen als Krankenschwester einführen."

„Wird er das können?"

„Diese Leute können alles, was sie wollen. Der berühmte Detektiv Rubber hat schon ganz andere Dinge ausgeführt. Aber, Herr Baron, vertrauen Sie dieses Geheimnis niemandem an. Auch Ihrer Gattin nicht."

„Weshalb ihr nicht? Sie zittert ja ebenso wie ich um das Leben des Kindes."

„Auch ihr nicht. Folgen Sie meinem Rate. Solche Dinge dürfen nur demjenigen bekannt sein, dem es um die Entlarvung des Verbrechers zu tun ist. Also abgemacht?"

„Abgemacht, Herr Professor."

Da brauste der Zug in den Bahnhof ein, die Herren verabschiedeten sich, der Professor stieg ein und rief noch vom Abteilfenster dem Baron freundlich zu:

„Es ist also alles besprochen und wir verfahren nach dem verabredeten Plane."

Dann setzte sich der Zug in Bewegung, und dem zurückbleibenden Botho war es, als ob ein guter Freund von ihm gegangen wäre.

4.

In dieser Nacht ließ es sich Botho nicht nehmen, selbst bei seinem kranken Sohne zu wachen.

Es hatte den Anschein, als wäre der kleine Patient etwas ruhiger geworden. Die Mittel, welche der Professor ihm gegeben, hatten ihn offenbar beruhigt und seine Schmerzen gelindert.

Am Morgen erschien Maria und fragte den Gatten, wie die Nacht gewesen sei.

„Ein wenig besser."

„Dann gehe jetzt und lege Dich schlafen. Du kannst Dich ja kaum mehr auf den Füßen halten."

„Nein, ich werde auch den Tag über meinen Sohn nicht verlassen."

„Du handelst gewissenlos gegen mich und Deinen anderen Sohn."

„Aber gewissenhaft gegen Kuno."

„Ich bitte Dich, lieber Mann, gönne Dir Ruhe, und wäre es auch nur für zwei Stunden.“

Aber Botho blieb fest.

Er wollte den Posten, den er einmal bezogen hatte, nicht verlassen, seit der Professor ihm seine Wahrnehmungen mitgeteilt.

Übrigens kam es ihm auffallend vor, mit welcher Energie Maria alles aufbot, ihn vom Lager Kunos zu entfernen.

Nein, gewiß, gegen sie hatte er keinen Verdacht, aber sie vertraute offenbar Dr. Aventin zu sehr.

Der Arzt erschien in der Tat bald darauf.

„Lebt er wirklich noch?“ rief Aventin aus, als er das Zimmer betrat. „Das wundert mich in der Tat. Gestern war sein Zustand schon so gefährlich, daß ich ihm keine Nacht mehr gegeben hätte. Nun, umso besser.“

„Ich bitte, machen Sie uns das Herz nicht allzuschwer, Doktor,“ sagte Botho. „Ich bin glücklich, daß das Kind noch lebt, und ein Schimmer von Hoffnung hat mich wieder belebt.“

„Hoffen Sie immerhin,“ versetzte Aventin, „es wird Ihnen wenig nützen. Sie haben während der Nacht hier gewacht, Herr Baron?“

„Mein Gatte hat kein Auge geschlossen,“ antwortete Maria.

„Dann befehle ich als Ihr Hausarzt, daß Sie sofort zu Bett gehen,“ meinte der Doktor.

„Diesem Befehle werde ich unter gar keiner Bedingung nachkommen," antwortete Botho in entschiedenem Tone. „Meine Frau mag sich mit mir am Bett des Kranken niedersetzen, aber ich gehe nicht fort von hier."

Diesmal entging es dem Baron nicht, daß Aventin und Maria einen raschen Blick wechselten, und dieser Blick bekräftigte ihn in seinem Vorhaben, sich unter keiner Bedingung von seinem Posten zu entfernen.

Nach einer Viertelstunde entfernte sich der Arzt, und Maria begleitete ihn bis vors Schloß.

Botho flößte Kuno ein Getränk und auch etwas Speise ein und konnte nicht umhin, zu glauben, daß eine leichte Besserung eingetreten sei.

Um fünf Uhr nachmittags wurde dem Baron gemeldet, daß eine Krankenpflegerin angekommen sei. —

Er ging ihr aber nicht entgegen, sondern befahl nur, daß sie unverzüglich ins Zimmer des kleinen Kuno geführt werde

Die Tür öffnete sich und eine hochgewachsene Frauengestalt trat ein.

Im ersten Augenblick dachte der Baron, daß Professor Leuthold seinen Entschluß geändert und wirklich eine Krankenschwester geschickt habe, denn ihm schien es nicht möglich, daß hinter dieser täuschenden Verkleidung ein Mann stecken könnte.

„Ich heiße Schwester Helene," sagte die Pflegerin. „Herr Professor Leuthold hat mich geschickt. Hier ist sein Brief."

Botho las den Brief, welcher nur wenige Zeilen enthielt. Es stand kein Wort von einem Detektiv darin, Professor Leuthold teilte nur mit, daß die Überbringerin Schwester Helene sei, welche die Pflege des kleinen Kuno übernehmen sollte.

Maria, welcher Botho schon vorher gesagt hatte, daß eine Krankenpflegerin eintreffen werde, war zugegen.

Sie schien aber unangenehm berührt zu sein und meinte, sie hielte nicht viel von Personen, welche gegen Bezahlung die Pflege von Kranken übernehmen.

Schwester Helene nahm sofort am Bett des Kranken Platz.

„Nun wirst Du Dir also endlich Ruhe gönnen können, mein lieber Botho," sagte Maria.

„Gewiß, ich werde mich abends niederlegen," antwortete der Baron, „aber bis dahin bleibe ich hier. Ich habe ja der Schwester die nötigen Instruktionen zu geben."

„Es wäre mir allerdings sehr lieb, von Ihnen diese Informationen zu erhalten, Herr Baron," sagte Schwester Helene. „Der Professor hat mir zwar gesagt, um was es sich bei dieser Krankheit handelt, aber Einzelheiten werden Sie mir wohl noch mitzuteilen haben."

Zornig verließ Frau Maria das Zimmer.

„Ich scheine hier überflüssig zu sein,“ sagte sie und schlug die Tür so heftig hinter sich zu, daß der Kranke erschrak und ein wenig von seinem Lager auffuhr

Minutenlang saßen Schwester Helene und Botho einander gegenüber.

„Ich danke Ihnen, Herr Rubber, daß Sie gekommen sind,“ begann endlich der Baron im Flüstertone.

„Still, keinen Namen,“ versetzte der Detektiv. „Nennen Sie mich immer nur Schwester Helene.“

„Sie wissen also —“

„Ich weiß alles,“ unterbrach der Detektiv, „Professor Leuthold hat mich eingehend informiert. Es handelt sich darum, zu verhindern, daß dem Kinde weiterhin Gift beigebracht wird. — Aber sagen Sie, Herr Baron, haben Sie gegen irgend jemand im Hause Verdacht?“

„Nein, bei Gott nicht. Doktor Aventin, der bisher mein Kind behandelt hat, scheint allerdings in die Sache eingeweiht zu sein.“

„Gestatten Sie, daß ich einige Fragen an Sie richte und haben Sie die Güte, mir dieselben wahrheitsgemäß zu beantworten.“

„Selbstverständlich, Schwester Helene.“

„Besitzen Sie außer diesem Kinde noch ein anderes?“

„Gewiß, mein kleiner Hans ist gegenwärtig drei Jahre alt."

„Würde dieser zweite Sohn, im Falle Kuno stirbt, irgendwie in Vorteil kommen?"

„Er würde Majoratsherr derer von Tresko werden, und das bedeutet sehr viel."

„Ihre Gemahlin hat Ihnen nicht diese beiden Kinder geboren. Ich habe gehört, daß Ihre beiden Söhne nicht von der zweiten Gattin sind."

„Kuno ist von meiner ersten Frau, von der ich gerichtlich geschieden bin, Hans von meiner zweiten Frau."

Ein Lächeln umspielte die Lippen des Detektivs.

„Wie hat Ihre Frau Gemahlin Kuno bisher behandelt?"

„Anfangs sehr gut, später wurde sie sehr heftig gegen ihn."

„Ist Ihr Dienstpersonal zuverlässig?"

„Auf alle Fälle!"

„Aus welchen Personen besteht es?"

„Einem Diener, einem Gärtner und drei Mädchen."

‚Betreten diese Leute jemals das Krankenzimmer?"

„Niemals. — Meine Frau hat bisher alles auf sich genommen, und ich muß gestehen, sie hat sich sehr wacker gehalten und sich mit großer Aufopferung der Pflege Kunos gewidmet."

„Aber sie war mit ihm zumeist allein?"

„So ist es."

„Hat Doktor Aventin Medikamente verschrieben?"

„Gewiß, die beiden kleinen Fläschchen, die dort stehen, sind nach seinen Rezepten angefertigt. Der Professor hat sie geprüft und gefunden, daß ihr Inhalt ganz bedeutungslos sei. Die andern Flaschen, die Sie hier sehen, stammen von Professor Leuthold her."

„In welcher Apotheke wurden die Medikamente Dr. Aventins hergestellt?"

„Wir haben ja keine Apotheke im Dorfe, die Medikamente sind aus der Hausapotheke Doktor Aventins."

„Verstehe. — Herr Baron, ich habe eine Bitte."

„Sprechen Sie sie aus, Schwester Helene."

„Bewirken Sie unbedingt, daß Ihre Gattin heute nacht ebenfalls das Lager aufsucht."

„Ich werde es versuchen. Aber meine Frau hat ihren eigenen Willen und wird sich nicht so leicht dazu bestimmen lassen, heute nacht zu schlafen."

„Wirklich nicht? Nun, so müssen wir eben Gewalt anwenden."

Schwester Helene zog ein kleines Fläschchen aus der Tasche ihres Kleides, das mit einer hellen Flüssigkeit gefüllt war.

„Wenn Sie heute zu Abend speisen, Herr Baron," sagte sie, „dann leeren Sie den Inhalt dieses Fläschchens Ihrer Frau Gemahlin in den Tee oder in den Wein."

„Aber das ist ja schrecklich," stieß der Baron hervor. „Dieses Fläschchen enthält ohne Zweifel ein Schlafmittel. Und das sollte ich meiner Frau heimlich reichen?"

„Es muß sein, Herr Baron. Bedenken Sie, es handelt sich um das Leben Ihres Kindes."

„Dann will ich es tun," erwiderte Botho und ließ das Fläschchen in der Tasche seines Rockes verschwinden.

Die ganze Unterredung war im Flüstertone geführt worden, der Detektiv war sogar einmal aufgestanden und hatte durchs Schlüsselloch gesehen, um festzustellen, daß sie nicht vom Nebenzimmer aus belauscht wurden.

Botho fand wirklich Gelegenheit, den Schlaftrunk, den ihm der Detektiv übergeben hatte, in die Limonade Frau Marias zu gießen. Sie leerte ahnungslos das Glas, und vorerst zeigte sich keine Wirkung.

Aber in einer Viertelstunde klagte sie über heftige Müdigkeit.

„Nun muß ich mir doch endlich Ruhe gönnen," sagte sie.

„Natürlich," meinte der Baron, „wir sind ja jetzt gut vertreten."

„Gut vertreten? Nun, das wird sich erst zeigen," versetzte Maria. „Diese Krankenschwestern sind oft leichtfertige Geschöpfe. Ich möchte beinahe wetten, daß Schwester Helene nicht wach bleiben wird."

„Das könnte man ihr auch nicht verübeln," erwiderte Tresko. „Die Natur läßt sich eben nicht vergewaltigen. Aber wahrhaftig, auch ich bin müde. Wie wäre es, wenn wir uns zur Ruhe begäben?"

Frau Maria gähnte.

„Wenn ich nur wüßte, was mit mir ist," sagte sie, „mir liegt es so schwer in allen Gliedern und im Kopfe."

Die beiden Gatten begaben sich in ihr Schlafzimmer, und es dauerte nicht lange, waren sie beide in einen tiefen Schlaf gesunken.

Alles im Schlosse schlief, auch Kuno zum erstenmal seit langer Zeit.

Nur einer wachte, der Detektiv.

Er hatte sich bereits genau im Zimmer orientiert. Das Gemach besaß einen einzigen Ausgang, der auf den Korridor hinausführte, die zwei Fenster gingen nach dem Garten hinaus.

Die Wände, an denen einige Bilder hingen, waren mit blauseidenen Tapeten bedeckt.

Er zog, als er allein war, einen Revolver hervor und versicherte sich, ob er auch geladen sei.

Dann aber sah er sich noch einmal im ganzen Gemach um, und als er eine hohe Standuhr entdeckte, lächelte er zufrieden.

Es war gegen Mitternacht, als er sich von seinem Platze am Bette des Knaben erhob. Im nächsten Augenblick öffnete er die Tür der Standuhr, bückte sich und schlüpfte in die Uhr hinein.

Über sich hörte der Detektiv das Gehen des Werkes, seine Lage in der Uhr war eine sehr unbequeme, er vermochte sich kaum zu rühren.

Trotzdem harrte er eine halbe Stunde lang darin aus.

Dann geschah etwas Seltsames.

Der Detektiv vernahm nämlich Schritte, die sich leise über den Teppich hin bewegten.

Er wartete noch einige Sekunden, dann öffnete er vorsichtig die Tür.

Er glaubte seinen Augen nicht zu trauen.

Eine weibliche Gestalt beugte sich über das Bett des Kindes, und er sah ganz deutlich, daß diese Frau, die in ein dunkles Gewand gehüllt war, die rechte Hand zur Faust geballt hatte.

Jetzt öffnete sie die Faust und hielt ein kleines Fläschchen in der Hand.

Der Detektiv hielt sich nicht länger zurück.

Mit einem wahren Tigersprung war er aus der Uhr heraus und stürzte sich auf die Einschleicherin.

Während er es tat, bemerkte er, daß die Fremde durch eine Tapetentür gekommen war, die sogar er vorher nicht bemerkt hatte.

Ein gellender Schrei entrang sich den Lippen der Frau, deren Gesicht dicht verschleiert war, sodaß Rubber ihre Züge nicht unterscheiden konnte.

„Habe ich Dich, Giftmischerin," rief er aus und bemächtigte sich ihrer Hand.

Im selben Augenblick ließ die Frau das Fläschchen fallen, es zerbrach in Scherben, und der ganze Inhalt floß auf den Teppich, der die Flüssigkeit einsaugte.

Die Ertappte bemühte sich mit der Kraft der Verzweiflung, sich dem festen Griff des Detektivs zu entwinden, aber es gelang ihr nicht.

Ein stummer, kurzer Kampf wurde geführt, dann nahm Rubber Stahlfesseln hervor und legte sie um die Hände der Ertappten.

Jetzt wurde es im Schlosse lebendig.

Zuerst stürzte eins der Dienstmädchen herein, dann stürmte Botho in das Gemach.

„Was ist hier geschehen, was geht hier vor?" rief er.

Hinter ihm wurden der Diener und die beiden anderen Mädchen, alle nur notdürftig bekleidet, sichtbar.

„Es ist, wie wir es gedacht haben," rief der Detektiv aus, „Verrat und Giftmord ist hier im

Spiele. Sehen Sie, ich habe dieses Weib in dem Augenblicke gefangen, da es sich über Ihren Sohn niederbeugte, um ihm das Gift einzuflößen."

„Allmächtiger Gott, was ist denn hier?" rief eine weibliche Stimme von draußen. „Ich habe so fest geschlafen und ich bin doch aufgewacht. Botho, sage mir, was ist hier geschehen?"

Aber Botho antwortete nicht, er hatte den Schleier, der das Gesicht der Giftmischerin verhüllte, mit fester Hand gepackt und ihn heruntergerissen.

Baron Botho von Tresko taumelte mit einem Schrei des Entsetzens zurück.

Das totenblasse Antlitz Ernas war zum Vorschein gekommen."

5.

„Meine Frau, barmherziger Gott, meine Frau."

Dieser Ruf hallte schreckensvoll von den Lippen des Barons.

Im nächsten Augenblick umklammerte eine Hand seinen Arm und er sah in das verstörte Gesicht Marias.

„Wie kannst Du diese Elende Deine Frau nennen?" kreischte die Rumänin. „Ich bin Deine Frau, ich allein, — sie ist eine Giftmischerin, eine Mörderin. Haha, das ist also der böse Geist unseres Hauses, der umher geschlichen ist und Tod gesät hat? Na, Gott sei Dank, die Ernte ist noch nicht aufgegangen. Und alle Leute meines Hauses, ich selbst bin durch diese Elende verdächtigt worden. O, gütiger Vater im Himmel, ich danke Dir, daß Du uns von diesem entsetzlichen Verdacht befreit hast."

„Ich bitte Dich, beruhige Dich," antwortete Botho mit zitternder Stimme. „Du mußt doch begreifen, daß ich tief erschüttert bin. Denn vor allem ist nun die Frage zu lösen: Wie konnte diese Frau hier herein kommen? Wie war es ihr möglich, alles zu wissen, was in unserem Hause vorging?"

„Über alle diese Fragen," rief der Detektiv, der sich rasch seiner Maske entledigt hatte, „wird eine Untersuchung Licht bringen, die ich sofort anstellen werde. Aber haben Sie die Güte, Herr Baron, das Gesinde fortzuweisen, wir müssen allein sein."

Der Baron traf die nötigen Anordnungen. Dann richtete der Detektiv die erste Frage an die Ertappte:

„Sagen Sie mir, wie sind Sie hergekommen?"

Aber Erna vermochte nicht zu antworten. Sie taumelte und brach bewußtlos zusammen.

„Wir müssen sie wieder zu sich bringen," rief der Detektiv aus. „Gnädige Frau, öffnen Sie Ihre Hausapotheke, und bringen Sie einige scharfe Essenzen herbei, vielleicht auch ein Glas Wein."

„Welche Umstände man mit diesem Frauenzimmer macht," rief Maria aus. „Man sollte sie in den Keller sperren."

„Tu, was Herr Rubber Dir sagte!" herrschte sie Botho an.

„Du bist ja sehr bedacht für das Wohl Deiner ersten Frau," antwortete die Rumänin. „Wahrhaftig, Du verrätst ein Interesse an ihr —"

„Geh," rief Botho in gebietendem Tone, „hole die Medizin und ein Glas Wein!"

Maria zuckte zusammen, aber sie gehorchte.

Nun berichtete Rubber kurz, was sich während der Nacht ereignet hatte.

„Schade um die Flüssigkeit," meinte der Baron.

„Sie ist nicht vollständig verloren," versetzte der Detektiv. „Der ganze Inhalt des Fläschchens ist zwar auf den Teppich geflossen, aber ich werde den Teppich mit mir nehmen und durch Chemiker bestimmen lassen, um welches Gift es sich hier handelte."

Inzwischen war Maria mit den Medikamenten und dem Weine zurückgekommen.

„Ich danke, Frau Baronin," sagte der Detektiv. „Es wird vielleicht gut sein, wenn Sie sich nicht im Zimmer befinden, während die Gefangene erwacht."

„Wie, Sie wollen mich aus meinem Zimmer ausweisen?" rief Maria aus. „Da wird nichts draus, mein Herr. Ich bleibe!"

„Gut, Sie können bleiben, aber ich ermahne Sie, über alles, was hier vorgeht, tiefstes Stillschweigen zu bewahren und vor allem nicht selbstständig in die vorläufige Untersuchung einzugreifen."

Rubber sprach in sehr bestimmtem Tone, und Maria fühlte sich offenbar etwas eingeschüchtert.

Nun rieb der Detektiv Stirn und Wangen der Bewußtlosen mit Kölnischem Wasser und tröpfelte ihr dann etwas Wein in den Mund.

Das hatte die beste Wirkung.

Ernas Augen öffneten sich.

„Wo bin ich," stieß sie mit zitternder Stimme hervor. „Was ist mit mir geschehen?"

„Ich habe Sie in dem Augenblicke ertappt, da Sie dem kleinen Kuno Gift geben wollten," antwortete der Detektiv ruhig.

„Gift? Gift?" entrang es sich den Lippen der Unglückseligen. „O, mein Herr, Sie täuschen sich. Ich weiß nicht, wer Sie sind, aber

Sie können kein Mensch sein, sonst wüßten Sie, daß noch niemals eine Mutter dem eigenen Kinde Gift gegeben hat."

„Phrasen, nichts als Phrasen!" rief Maria aus.

Rubber sandte ihr einen warnenden Blick zu.

„Es ist allerdings wahr," ließ sich Botho vernehmen, „es ist nicht zu glauben, daß eine Mutter so tief gesunken sein könnte, ihr eigenes Kind zu töten."

„Nun, in diesem Falle könnte ich dafür eine Erklärung geben," fuhr der Detektiv fort. „Ich stelle mir vor, Frau Erna bildete sich ein, durch Frau Maria aus Ihrem Hause, Herr Baron, und vielleicht auch aus Ihrem Herzen verdrängt worden zu sein. Sie haßte Frau Maria und wollte sich an ihr rächen. Diese Rache aber wollte sie vollziehen, indem sie Frau Maria zur Giftmörderin stempelte. Die Tat, die sie begangen hat, sollte der Frau Baronin in die Schuhe geschoben werden."

„O ewige Gerechtigkeit," stieß Erna hervor. „Wohin verirren sich die Menschen, wenn sie ein Motiv für ein Verbrechen suchen, das andere begangen haben. Aber es ist ja alles nicht wahr. Ich habe kein Gift im Fläschchen gehabt, sondern das gerade Gegenteil."

„Das Gegenteil?" sagte der Detektiv. „Dann haben Sie die Güte, uns diesen Ausspruch zu erklären."

„Gut, hören Sie," preßte Erna hervor. „Ja, es ist wahr, diese Frau," — sie zeigte auf Maria — „hat mich aus dem Hause und dem Herzen meines früheren Gatten gedrängt. Sie hat noch mehr getan, viel mehr. Sie hat meinen Gatten umgarnt, ein unglückseliges Zusammentreffen benützt, einen Meineid zu schwören."

„Welche Frechheit," stieß die Rumänin hervor. „Herr Detektiv, ich habe nicht nötig, mir das in meinem Hause sagen zu lassen. Bringen Sie diese Person sofort auf die Polizei."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam," wandte Rubber ein, „daß ich berechtigt bin, wo immer es sei, eine Untersuchung anzustellen. Und ich ziehe es vor, dies hier zu tun."

„Ja, sie hat einen Meineid geschworen," fuhr Erna fort. „Sie hat beschworen, daß sie sah, wie ich einen fremden Mann herzte und küßte. Aber das ist nicht wahr. Mit meinem letzten Todesschrei werde ich verkünden, daß sie falsch geschworen hat."

„Das geht zu weit," sagte der Detektiv. „Sie mögen sich denken, was Sie wollen, aber aussprechen dürfen Sie es nicht."

„Empörend," zischte Maria. „Und Du, Botho, Du hörst die unerhörte Beleidigung, welche man Deiner Frau antut, und Du schweigst? Du schweigst?"

„Ich glaube, Herr Rubber, Erna hat bereits alles gesagt, was sie vorzubringen hat. Im übrigen will ich Dir Deine Verteidigung nicht absprechen," versetzte Tresko.

„Gut, wir werden später miteinander reden," wandte die Schwarzhaarige ein.

„Aber trotz allem," fuhr Erna fort, „habe ich niemals daran gedacht, eine so furchtbare Rache zu nehmen. Ich habe überhaupt keine Rache geplant. Nie und nimmer hätte es mir in den Sinn kommen können, mein Kind zu töten. Dieser Gedanke ist eine Ausgeburt des Wahnsinns."

Der Detektiv blickte sie schweigend an. Sie brach plötzlich in Tränen aus.

Er ließ ihr Zeit, und als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte, sagte er:

„Ich sah Sie aber doch ins Zimmer hereinschleichen, sah Sie am Bett des Kindes stehen, im Begriffe, ihm aus einem kleinen Fläschchen eine Flüssigkeit einzuflößen. Können Sie das leugnen?"

„Nein, das leugne ich nicht, das habe ich getan. Aber —"

„Aber?" stieß der Baron hervor, als erwarte er etwas zu hören, was Erna entlasten könnte.

„In dem Fläschchen war kein Gift!" versetzte Erna.

Diesmal rang sich ein höhnisches Lachen über die Lippen der Rumänin.

„Das kann sie jetzt leicht behaupten," schrie sie, „da die Flasche in tausend Scherben gebrochen ist und von ihrem Inhalt nichts mehr übrig blieb."

„Beruhigen Sie sich, Frau Baronin," wandte der Detektiv ein, „es blieb so viel übrig, als wir brauchen. Dort liegt der Teppich, den ich mit mir nehmen und in Berlin von Chemikern untersuchen lassen werde."

Maria kräuselte verächtlich die Lippen.

„Was enthielt also das Fläschchen?" wandte sich Rubber an Erna.

„Ein Gegenmittel, ein Gegengift gegen das Gift, das dem armen Kuno seit vielen Wochen eingeflößt wurde!" lautete die Antwort.

„Wie, Sie behaupten, daß der Knabe systematisch vergiftet wurde," stieß Rubber hervor. „Woher wissen Sie das?"

„Ich weiß es."

„Aber wie konnten Sie es wissen, da Sie doch dem Hause fern waren?"

„Ich befand mich seit Monaten in diesem Hause. Sage, Botho, kennst Du den Anbau am Schloß, den Du errichten ließest, als wir heirateten? Ein kleines Gartenhaus ist es, das durch einen unterirdischen Gang mit den übrigen Räumen des Schlosses zusammenhängt. Da habe ich während der letzten Zeit gewohnt, und meinen bescheidenen

Ansprüchen genügte diese Wohnung. Denn ich wollte mein Kind sehen, beschützen, es retten vor der fürchterlichen Gefahr, die ihm drohte. Schon in England stieg mir eine entsetzliche Ahnung auf. Da ließ ich alles im Stich und kam hierher. Nachts, wenn alles schlief, habe ich oft stundenlang am Bett des armen Kuno gesessen und bin dann wieder fortgeschlichen in mein einsames Heim."

„Stimmt diese Beschreibung der Örtlichkeit?" fragte der Detektiv.

„Das alles ist wahr," antwortete Tresko. „Sie können sich ja nachher selbst davon überzeugen, Herr Rubber."

„Das werde ich natürlich tun," antwortete der Detektiv, „aber," fügte er zu Erna gewendet hinzu, „woher wußten Sie überhaupt, daß das Kind vergiftet war? Und das mußten Sie doch annehmen, wenn Sie beabsichtigten, ihm ein Gegengift zu reichen?"

„Ich wußte es, weil ich es ahnte," antwortete Maria. „Ich sah, daß Kuno krank war, und ich beschrieb die Symptome der Krankheit ganz genau einem Freunde meiner Jugend, einem Arzt, der mir auch das Gegenmittel gab."

„Wie hieß der Arzt und wo wohnt er?"

„Es war Dr. Fritz Fiedler," antwortete Erna, „und er wohnt in Berlin, Neue Königstraße 37."

Alle diese Angaben wurden mit der größten Präzision und Bestimmtheit gemacht. Der Detektiv notierte sie sorgsam in sein Notizbuch.

„Glauben Sie ihr kein Wort," rief Maria aus, „alles, was sie sagt, ist erlogen. Ein Jugendfreund? Natürlich einer, der ohne Zweifel einmal ihr Liebhaber war und für ein entsprechendes Geschenk gern einen Gefallen erweist. Denn Reste von Schönheit sind bei diesem Frauenzimmer ja noch immer wahrzunehmen."

„Ich fordere Sie auf, Frau Baronin," versetzte der Detektiv, „diese gehässigen Bemerkungen zu unterlassen."

„Du könntest Dir wirklich diese erniedrigenden Zurechtweisungen ersparen," raunte ihr Botho zu.

„Und Du scheinst noch immer Sympathien für diese Giftmörderin zu haben," versetzte die Rumänin. „Ich verstehe Dich einfach nicht, aber natürlich, ich bin Dir im Laufe der Jahre gleichgültig geworden, und hier bietet sich Dir ein neuer Reiz."

„Fahre so fort, und ich werde Dich aus dem Zimmer weisen!"

„Wage es!"

„Sei gewiß, ich werde es wagen, denn ich finde, daß Du hier auch mich kompromittierst."

Diese Unterredung war im Flüstertone gehalten worden, und scheinbar hörte der Detektiv nicht darauf, aber er hatte jedes Wort verstanden.

„In einer Beziehung scheint sich Frau Maria nicht zu irren,“ dachte er, „im Herzen des Barons spricht noch eine Stimme für die unglückselige Erna.“

„Es wird festgestellt werden, was sich in dem Fläschchen befunden hat,“ sagte er laut, „aber weshalb haben Sie dieses Fläschchen fallen lassen?“

„Weil ich zu sehr erschrocken war, als ich Sie auf mich zustürzen sah,“ antwortete Erna

„Das klingt plausibel,“ meinte der Detektiv. „Aber nun sagen Sie einmal, Frau Erna,“ — die Stimme des Detektivs klang beinahe väterlich — „Sie haben in Ihrem Scheidungsprozeß beharrlich über den Mann geschwiegen, mit dem Sie sich vergangen haben sollen. Damit haben Sie sich sehr kompromittiert. Wollen Sie nicht dieses Versäumnis jetzt nachholen? Bedenken Sie, welch schwerer Verdacht auf Ihnen lastet, und es könnte vielleicht sehr gut für Sie sein, wenn Sie jetzt diese ernste Angelegenheit ins reine brächten.“

„Das kann ich nicht,“ antwortete Erna „,ich bin zum Schweigen verdammt.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte Rubber.

„Es ist mein letztes Wort.“

„Nun, dann muß ich meine Pflicht erfüllen," fuhr der Detektiv fort. „Ich muß Sie der Polizei übergeben, Frau Erna. Sie werden selbst einsehen, daß der Verdacht des Giftmordes vorläufig nur auf Ihnen lastet und daß ich Sie nicht in Freiheit belassen kann. Aber ich werde dafür sorgen, daß Sie bald nach Brandenburg überführt werden, wo Sie ein besseres Untersuchungsgefängnis finden werden als im Dorfe. Im übrigen gebe ich Ihnen den Rat, sich so schnell wie möglich mit Ihrem Anwalt in Verbindung zu setzen."

„Ich werde es tun," antwortete Erna, „und ich bitte Sie, verhaften Sie mich, führen Sie mich endlich fort aus diesem Hause, in dem ich nichts mehr zu suchen habe. Aber ich habe noch eine Bitte."

„Sprechen Sie sie aus."

„Lassen Sie mich von meinem Kinde, von meinem innigstgeliebten Kuno Abschied nehmen."

„Das können wir Ihnen gestatten," meinte der Detektiv.

Trotz des lebhaften Protestes Marias führte nun der Detektiv Erna ans Lager des kleinen Kuno. Der Baron folgte den beiden, während die Rumänin im anstoßenden Zimmer blieb.

Mit einem lauten Aufschrei sank Erna am Bette nieder.

„Lebe wohl, mein Sohn, mein geliebtes Kind," stieß sie unter Tränen hervor. „Der Segen Deiner Mutter bleibt bei Dir zurück, und dieser Segen wird Dich gesund und stark machen. Eines Tages wirst Du erwachen, ein Mann sein und einsehen, wie unschuldig Deine Mutter war. Dann wirst Du laut ausrufen: Mutter, ich glaube an Dich!"

Treskos Augen füllten sich mit Tränen, und auch der Detektiv, der sich doch sonst nicht so leicht von Rührung übermannen ließ, fühlte seine Wangen feucht werden.

„Es ist Zeit, Frau Erna," stieß er endlich hervor. „Ich muß meine Pflicht tun!"

In diesem Augenblicke stieß Erna einen Schrei hervor, aber es war ein Freudenschrei, denn der Knabe hatte für einen Moment die Augen geöffnet.

Mit schwachem Lächeln blickte er auf seine Mutter und hauchte:

„Der Engel, Papa, der Engel, den ich so oft in meinen Träumen gesehen!"

Da war es mit Ernas Fassung vollkommen vorüber. Sie sank zurück, und Tresko mußte sie wohl oder übel in seinen Armen auffangen und an seiner Brust bergen.

In diesem Moment wurde die Tür aufgerissen und wie eine Furie stürzte Maria herein,

die wahrscheinlich alles Vorhergegangene durchs Schlüsselloch beobachtet hatte.

„Das ist ja eine rührende Gruppe," rief sie höhnisch aus, „und der Herr Detektiv scheint die Bedürfnisse dieser Liebenden zu beschützen. Aber meine Geduld ist zu Ende. Entweder Sie entfernen diese Person sofort aus dem Hause, Herr Detektiv, oder —"

„Oder?" fragte der Baron

„Oder ich gehe selbst," antwortete Maria.

„Lassen wir es hier nicht zu einem Zerwürfnis kommen," mahnte Rubber. „Herr Baron, haben Sie die Güte, einen Wagen anspannen zu lassen. Ich werde selbst die Verhaftete nach dem Untersuchungsgefängnis bringen."

Nachdem sich der Detektiv noch überzeugt, daß man auch den zusammengerollten Teppich auf den Wagen geladen, und daß es wirklich derselbe Teppich war, der im Krankenzimmer Kunos gelegen, setzte sich der Wagen in Bewegung.

Vorher aber war Baron Botho noch an den Wagen herangetreten und hatte Erna zugerufen:

„Der Herr des Himmels und der Heerschaaren möge Dir beistehen, Erna, und geben, daß Deine Unschuld an den Tag komme."

„Ich danke Dir, Botho," erwiderte Erna, „Du hast mir gute Worte mit auf meinen schweren Weg gegeben."

Tresko stand noch lange im Rahmen des Portals und blickte dem Gefährt nach.

Sein Herz war von schweren Zweifeln erfüllt, und immer wieder stieg die Frage in ihm empor:

„Wer trägt die Schuld?"

6.

Die Untersuchung gegen Erna ging sehr langsam vor sich.

Erna selbst befand sich im Untersuchungsgefängnis zu Brandenburg.

Der Raum, den man ihr angewiesen, war annehmbar, und Erna hatte sich weder über die Kost noch über die Behandlung zu beklagen.

Was sie besonders freute, war der Umstand, daß man ihr gestattete, Bücher zu lesen.

Dagegen hatte sie ein schwerer Schlag getroffen.

Dr. Fritz Fiedler, auf den sie sich berufen, war nach Amerika ausgewandert.

Doktor Sänger, ihr Verteidiger, aber bestand auf der Aussage dieses wichtigen Zeugen, und so mußte der Termin der Verhandlung immer wieder hinausgeschoben werden.

Eines Morgens betrat Doktor Sänger den Raum des Gefängnisses mit strahlendem Gesicht.

„Heute bringe ich Ihnen zwei sehr erfreuliche Nachrichten, liebe Frau Erna,“ sagte er.

„Hat sich Doktor Fiedler gefunden?“ fragte die Unglückliche.

„Nein, wir wissen immer noch nicht, in welcher Stadt Amerikas sich Doktor Fiedler aufhält,“ antwortete der junge Anwalt. „Aber ich habe den Besuch des Barons Botho von Tresko empfangen. Er erkundigte sich eingehend um Ihr Wohlbefinden, und dann erzählte er mir, daß der kleine Kuno vollständig genesen sei, fleißig im Garten herumlaufe und im übrigen immer unter der Aufsicht seines Vaters stehe.

Ein Freudenschrei entrang sich den Lippen Ernas.

„Und dann,“ fuhr Doktor Sänger fort, „habe ich Ihnen zu berichten, daß in Berlin der Teppich bereits untersucht wurde.“

„Mit welchem Resultat?“ fragte Erna gespannt.

„Giftfrei, vollkommen giftfrei,“ antwortete der Anwalt. „Die Flüssigkeit, die er aufgesaugt hat,

erwies sich als ein ganz harmloses Mittel, welches nur dazu dienen konnte, das Herz eines Kranken zu beruhigen und wohl auch seine Schmerzen zu lindern."

„Großer Gott, ich danke Dir," stieß Erna hervor, „so haben wir also noch Hoffnung, daß meine Unschuld an den Tag kommt?"

„Wir haben die schönsten Aussichten," erwiderte der Doktor.

„Aber ich bitte, gestatten Sie mir eine Frage," wandte Frau Erna ein.

„Ich bitte, sprechen Sie, liebe Frau Erna."

„Nun, dann sagen Sie mir, wer Sie für die Mühe, die Sie für mich aufwenden, bezahlt?"

„Ja, das wüßte ich Ihnen eigentlich selbst nicht anzugeben," antwortete Doktor Sänger lächelnd. „Aber nehmen Sie an, Frau Erna, daß der liebe Gott im Himmel mich für die Mühe belohnen wird, die ich mir um eine unschuldige gute Seele gebe."

Frau Erna hatte das Gefühl, daß diesmal der Doktor nicht ganz die Wahrheit spreche.

Da stieg plötzlich ein Gedanke in ihr auf, aber sie bannte ihn und bat heimlich Gott, sie nicht in Versuchung zu führen, ein Glück zu erhoffen, das sie doch ein für allemal verloren hatte.

Da öffnete sich die Tür, der Schließer trat ein und legte vor Erna einen Strauß herrlicher roter Rosen nieder

Der Doktor verabschiedete sich von seiner Klientin, und Frau Erna vergrub ihr Gesicht in den Blumen, während heiße Tränen von ihren Augen niederrollten.

* *
*

Im Arbeitszimmer des Barons Tresko, in welchem er selbst am Schreibtisch saß, stand der alte Förster, eine hohe, knorrige Gestalt, so recht, wie man sich einen alten Weidmann vorstellen muß.

„Na, was wollen Sie denn, Mühling, was gibt es denn wieder?“ fragte der Baron

„Ich habe dem Herrn Baron die Meldung zu bringen,“ antwortete der Förster, „daß sich in unserem Walde ein Wilderer herumtreibt —“

„Ein Wilderer,“ unterbrach Tresko. „Habe ich Ihnen nicht geboten, diesem Gesindel scharf auf die Kappe zu gehen?“

„Ja, das habe ich auch getan,“ meinte der Förster, „und wir sind ja so ziemlich fertig geworden mit den Wilddieben. Aber seit etwa acht Wochen geht's wieder los. Da treibt sich ein Kerl im Walde herum, der uns die schönsten Stücke wegschießt. Es kann natürlich keiner aus dem Dorfe sein, und da ein Fremder auch nicht drunten

wohnen kann, so nehme ich an, daß der Mensch irgendwo in einer Höhle lebt."

„Ah, ein Höhlenmensch? Haben Sie ihn schon einmal zu Gesicht bekommen?"

„Vergangene Nacht, Herr Baron. Ich lauerte ihm auf, sah seinen Kopf aus dem Gebüsch auftauchen und wollte schon meine Büchse anlegen, da war der Kerl, der Wind bekommen haben mußte, auch schon verschwunden."

„Das haben Sie aber ungeschickt angestellt, Mühling. Sie hätten anlegen und abdrücken sollen, als der Kopf auftauchte."

„Ja, das ist leicht gesagt. Wenn man nachher einen Unschuldigen niedergeknallt hätte."

„Sie könnten recht haben, Mühling. Aber was wollen Sie eigentlich von mir? Sie wissen doch, daß ich nun an andere Dinge zu denken habe als an Wilddiebe. Wollen Sie am Ende, daß ich mich mit Ihnen auf die Jagd nach dem Kerl mache."

„Eben das will ich, Herr Baron, denn vier Augen sehen besser als zwei, und vier Fäuste können kräftiger zupacken. Und nichts für ungut, Herr Baron," — bei diesen Worten trat der Förster näher an Tresko heran — „ich habe doch schon Ihrem seligen Vater gedient und ihm in so manchen Dingen einen guten Rat gegeben. Und nun soll ich mit ansehen, wie Sie sich grämen und

unglücklich sind? Und dazu schweigen? Nein, das kann ich nicht. Ich muß Ihnen sagen, daß es für Ihre Krankheit nur eine Medizin gibt, den frischen grünen Wald. Sie müssen wieder zu jagen beginnen, Herr Baron. Und da wäre wohl der heutige nächtliche Ausflug die beste Gelegenheit."

Der Baron streckte dem Förster die Hand entgegen.

„Das war gut gesprochen, Mühling, und ich will Ihren Rat befolgen. Heute abend um neun Uhr erwarten Sie mich beim Wasserfall."

Glücklich über diesen Erfolg verließ der alte Förster das Arbeitszimmer des Barons.

Beim Mittagsmahl teilte Tresko seiner Gattin mit, daß er heute nacht mit dem Förster auf einen Wilderer Jagd machen wolle und wahrscheinlich erst am Morgen heimkehren werde.

Merkwürdigerweise hatte diesmal Maria dagegen absolut nichts einzuwenden.

„Es ist gut, daß Du das Weidwerk wieder aufnimmst," sagte sie. „Das wird Dich auf andere Gedanken bringen."

Pünktlich um neun Uhr erschien der Baron an der verabredeten Stelle und schlug mit dem Förster den Weg in den Wald ein.

In einem nun leeren Wassergraben warteten die beiden Männer fast zwei Stunden lang.

„Zu dumm," sagte Mühling, „wenn man nicht im Walde ist, dann haben die Wilderer genug zu tun, aber sobald man da ist, lassen sie sich nicht blicken."

„Natürlich," lachte der Baron, „wenn sie eine Ahnung haben, daß man ihnen auflauert, — doch still, regt sich da nicht etwas?"

Der Baron hatte recht gehört.

Und bald darauf tauchte aus dem Gebüsch eine Gestalt auf.

Ein zerlumpter Mensch war es, der ein junges Reh auf dem Rücken trug.

Mit vorgestreckten Büchsen stürmten der Baron und der Förster auf den Wilderer los.

„Stillgestanden, Halunke, oder wir schießen!" rief ihm der Baron entgegen.

Der Wilderer ließ Reh und Büchse sinken, starrte einen Augenblick lang fassungslos auf den Baron, dann sagte er:

„Nichts für ungut, Herr Inspektor, ich schieße ja nur, was ich zum Leben brauche."

„Na, Ihr scheint sehr guten Appetit zu haben," warf der Förster ein.

„Herr Inspektor —" nahm der Wilderer wieder das Wort.

„Ich bin nicht der Herr Inspektor," unterbrach Tresko, „ich bin der Baron Botho von Tresko, dem dieser Wald gehört und dem Ihr das Wild wegschießt."

„Ah, Sie sind der Baron Tresko selbst," sagte der Wilderer. „Sehr erfreut, Ihnen zu begegnen, ich wollte Ihnen in den nächsten Tagen ohnedies einen Besuch abstatten."

„Was, Sie wollten mich besuchen? Was hatten Sie mir denn mitzuteilen?"

„Herr Baron, Sie kennen mich doch?"

„Bei Gott, ich habe Euch schon gesehen," antwortete Tresko, „Ihr seid ja der sonderbare Mann, mit dem ich mich im Wirtshaus des Dorfes unterhielt."

„Ja, der bin ich," fuhr der Wilderer fort, „aber, Herr Baron, haben Sie vielleicht zufällig ein Rasiermesser bei sich?"

„Wollt Ihr Euch die Kehle abschneiden?" fragte der Förster

„Das nicht, aber ich möchte mir den Bar: abnehmen, damit mich der Herr Baron bestimmt erkennt," fuhr der Wilderer fort. „Aber ich bitte, sehen Sie mich einmal recht genau an, Baron von Tresko."

Der Baron trat noch einen Schritt näher und — fuhr betroffen zurück.

Ihm war es, als ob er dieses Gesicht in früheren Tagen einmal gesehen hätte.

„Wer seid Ihr?" stieß er hervor. „Haben wir uns nicht schon einmal gesehen?"

„Gewiß, und zwar in Ihrem Garten, Herr Baron," antwortete der Wilderer. „Ich sprang

damals aus dem Fenster des Schlafzimmers Ihrer ersten Gattin."

„Barmherziger Gott, er ist es," preßte der Baron hervor.

„Ja, ich bin es," fuhr der Wilderer fort, „und Sie täten gut, Herr Baron, mich anzuhören. Aber bitte, geben Sie Ihrem Förster den Auftrag, uns allein zu lassen."

„Ei freilich," sagte Mühling, „damit Ihr den Herrn Baron umso leichter niederschießen könntet? Nein, daraus wird nichts, mein Freund."

Der Wilderer ließ seine Büchse zurück, der Baron tat dasselbe, und dann gingen die beiden etwa zwanzig Schritte tiefer in den Wald hinein.

„Also ich verließ damals das Zimmer meiner Schwester," begann der Wilderer.

„Ihrer Schwester?"

„Ja, denn ich heiße Franz Schulz, und Ihre erste Gattin war meine Schwester. — Aber lassen Sie sich erzählen, Herr Baron.

Ich lernte das Schlosserhandwerk, hatte aber wenig Glück und — mein Gott, der Hunger tut weh — verübte in Berlin einen Einbruch, nach dem ich zu vier Jahren Zuchthaus verurteilt wurde.

Das war gerade zu der Zeit, als Sie Erna heiraten wollten. Und nun sagen Sie, Herr Baron, ob meine Schwester Ihnen damals sagen konnte, daß sie einen Bruder besaß?

Nicht wahr, sie mußte schweigen?

Nun, ich benahm mich im Zuchthaus anständig, infolgedessen wurde mir ein Jahr meiner Strafe erlassen. Ich kam heraus und hatte nur die paar Groschen, die ich mir während meiner Strafzeit verdient hatte.

Das reichte natürlich nicht für lange, und — nun, ich habe nun einmal das Schlosserhandwerk gelernt — als ich Hunger hatte, verübte ich einen neuen Einbruch. Ich erhielt abermals ein Jahr, saß es ab, und als ich wieder frei wurde, sagte ich mir, daß es denn doch nicht so weiter ginge und erinnerte mich meiner verheirateten Schwester.

Eines Nachts suchte ich sie auf.

Sie waren damals gerade verreist, Herr Baron. Nun, meine Schwester erschrak, als sie mich sah, bewirtete mich aber sehr gut und meinte, ich solle in der nächsten Nacht wiederkommen, sie werde mich mit anständigen Kleidern versorgen.

Ich kam wieder und eröffnete ihr in der zweiten Nacht einen Plan, nach Amerika zu gehen, wenn sie mir das nötige Reisegeld geben könnte.

Dieser Plan gefiel ihr sehr gut, sie bat mich, in der dritten Nacht wieder zu kommen. Sie werde mir dreitausend Mark geben.

Ich kam wieder, erhielt die dreitausend Mark, wollte mich von ihr verabschieden, sie umarmen,

aber sie stieß mich zurück und meinte, so lange ich ihr nicht den Beweis erbringen könne, daß ich ein anständiger Mensch geworden sei, dürfe ich sie nicht berühren.

So ging ich denn ohne Kuß und ohne Händedruck wieder fort, durchs Fenster, und hatte das Pech, gerade Ihnen, Herr Baron, in die Arme zu laufen.

Na, und was weiter geschehen ist, das wissen Sie ja."

Tief erschüttert hatte der Baron dieser Erzählung gelauscht.

Aber er hätte aufjubeln mögen, denn nun lag ja die Unschuld Ernas klar am Tage.

Dem Baron liefen die Tränen über die Wangen. Nun kam er sich selbst wie ein Verbrecher vor.

„Förster!" rief er laut in den Wald hinein.

„Zu Befehl, Herr Baron," kam die Antwort zurück, und bald darauf erschien Mühling selbst.

„Dieser Mann wird nicht angezeigt," sagte der Baron. „Sie nehmen ihn mit ins Forsthaus und verpflegen ihn bis auf weiteres. Aber achten Sie darauf, daß er Ihnen nicht entwischt, denn er wird in einer sehr wichtigen Angelegenheit der erste Zeuge vor Gericht sein."

„Hoffentlich speist man gut bei Ihnen, Herr Förster," sagte der Wilddieb.

„Haderlump, es wird Dir schon schmecken bei mir," antwortete der Förster. „Was für mich gut ist, wird wohl auch so einem Halunken genügen."

„Herr Förster, beleidigen Sie den Herrn Baron nicht," lachte Franz Schulz, „Sie werden die Augen noch weit aufreißen."

Dann verabschiedete sich der Baron vom Förster und drückte, zum größten Erstaunen des biederen Weidmanns, dem Wilderer herzlich die Hand.

Nun schritt Tresko rasch dem Schlosse zu.

Leise trat er ein.

Er hatte einen Schlüssel zur Tür bei sich und brauchte deshalb nicht anzuläuten.

Als er im Hausflur war, hörte er Schritte die Treppe herabkommen.

Rasch verbarg er sich hinter einer Statue, denn er wollte sehen, wer jetzt in der Nacht sich noch aus dem Schlosse zu entfernen hatte.

Maria war es und — Dr. Aventin.

„Also ich reise morgen nach Berlin," flüsterte der Doktor Frau Maria zu. „Ich werde die Wärter des Aufbewahrungsortes bestechen und nur verlangen, daß sie mir den Teppich zeigen. Bin ich so nur eine Minute allein, dann werde ich den Teppich mit dem Gifte bespritzen und eine neue Untersuchung verlangen."

Der Baron wollte sich auf den Doktor stürzen und ihn mit dem Flintenkolben niederschlagen, aber er beherrschte sich.

Er mußte noch mit ansehen, wie Maria den Doktor küßte und wie sie in zärtlicher Umarmung eine Zeitlang beisammen standen.

Der Baron rührte sich auch jetzt nicht.

Am nächsten Morgen aber gab er eine Depesche an Detektiv Rubber auf:

„Doktor Aventin nach Berlin abgereist, um Teppich zu vergiften. Beobachten Sie ihn am Aufbewahrungsort und nehmen Sie ihn sofort fest, wenn er sein Verbrechen ausführen will."

Am Abend des nächsten Tages traf beim Baron ein Telegramm ein, welches die Antwort enthielt.

Es lautete:

„Aventin von mir verhaftet im Augenblick, da er den Teppich vergiften wollte. Er hat gestanden. Maria seine Mitschuldige. Rubber."

Mit diesem Telegramm in der Hand begab sich der Baron ins Zimmer seiner Frau.

„Na, kommst Du doch wieder einmal zu mir?" sagte sie. „Das ist wirklich sehr erfreulich. Du hast mich ja heute sehr stark vernachlässigt."

„Lies dieses Telegramm," antwortete Tresko kurz. Kaum hatte Maria einen Blick darauf geworfen, als sie einen gellenden Schrei ausstieß und sich dem Baron zu Füßen warf.

„Rette mich, rette mich," stieß sie hervor, „laß mich nicht in die Hände der Behörde fallen, ich werde —"

„Du hast den Giftmord begehen wollen," stieß er hervor, „Du bist ein treuloses Weib und überdies — eine Meineidige! Denn auch Ernas Unschuld ist durch einen einwandfreien Zeugen erwiesen."

Er läutete dem Diener.

„Nehmt diese Person fest," rief er, „und bringt sie sofort zur Gendarmerie hinunter!"

In diesem Augenblick sprang Maria auf und stürzte sich ins Nebengemach.

„Ihr nach, ihr nach," rief Tresko, „wir müssen sie lebendig haben!"

Aber die Tür war bereits von innen verriegelt, und als sie aufgebrochen wurde, fand man Maria tot am Boden liegen.

Sie hatte sich mit dem Gift getötet, welches wahrscheinlich Kuno zugedacht war.

Zwei Tage später erhielt Erna ihre Freiheit wieder.

Tresko selbst holte sie aus dem Gefängnis ab. Er umarmte und küßte sie vor aller Welt und rief ihr zu:

„Erna, kannst Du mir verzeihen?"

„Ich habe Dir niemals gezürnt," antwortete Erna. „Und ich gehöre Dir, wenn Du mich wieder willst, fürs Leben!"

Doktor Aventin wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt. Er verließ die Strafanstalt nicht mehr als Lebender.

Erna aber zog wieder in ihr Haus ein und wurde von der ganzen Dienerschaft mit Jubel begrüßt.

Das Glück des Hauses Tresko war wieder hergestellt.

Aber auch ein anderer konnte von Glück sagen, und das war Franz Schulz.

Sein Schwager, der Baron Tresko, ließ ihn nicht mehr in die Welt hinausgehen, sondern ließ ihn vom Förster Mühling, mit dem er sich inzwischen innig befreundet hatte, zum Weidmann erziehen, damit er später einmal die Stelle des Alten erhalten könne.

Und das mußte man Franz Schulz nachsagen, daß er als Förster den Wilderern so scharf auf die Kappe ging wie keiner.

Verantwortlicher Redakteur: Georg Streicher, Heidenau-Nord.